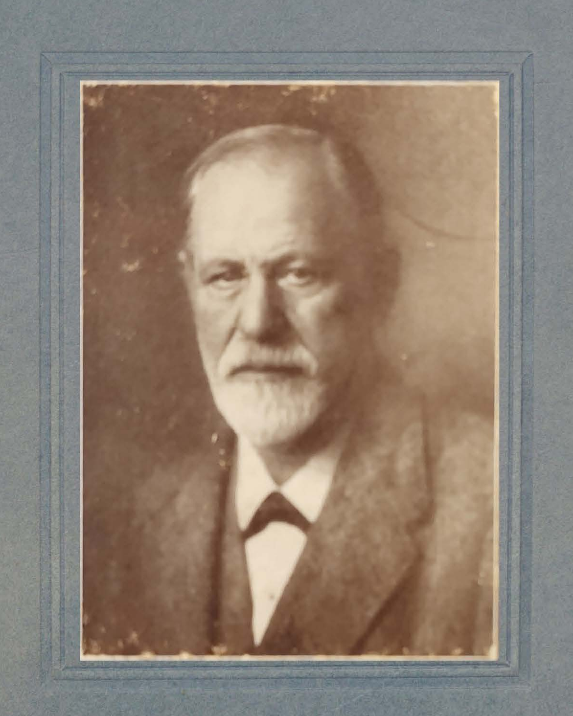
DR. I. SADGER



SIGMUND FREUD

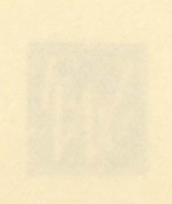
ERNST WENGRAF · VERLAG · WIEN · LEIPZIG · BERLIN

Sigmund Freud

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN

VON

DR. I. SADGER

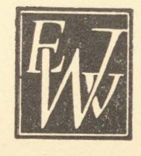


Sigmund Freud

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN

VON

DR. I. SADGER



ERNST WENGRAF VERLAG
WIEN I · LEIPZIG · BERLIN



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

„Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt
Und sie durch Liebe macht zu seiner eignen.“

Grillparzer

Vorbemerkung.

Ich nehme für diese rein persönlichen Erinnerungen das Recht in Anspruch, den ganzen Freud zu zeigen, in all seiner mächtigen Genialität wie in seinen Fehlern. Ich weiß sehr wohl, daß Gefahr besteht, die Gegner könnten sich bloß auf diese letzteren stürzen. Sehen sie doch am ganzen Achill überhaupt nur die Ferse, die verwundbare Stelle! Allein vor übelwollendem Schauen ist niemand gefeit. Und vielleicht ist die Sucht, einen Forscher um alles in der Welt zu verkleinern, gerade ein Prüfstein seiner Bedeutung. Wäre der Mann nicht derart groß, wer nähme sich die Mühe, ihn kleiner zu machen? Noch eins will ich anfügen: Die folgenden Kapitel enthalten nichts anderes, als was ich in eigener Person erlebte, und den Eindruck, welchen das Wesen Freuds, sein Tun und seine Schriften auf mich übten. An keiner Stelle habe ich versucht, biographische Einzelheiten zu bringen, deren Zeuge ich nicht selbst gewesen.

1. Kapitel.

Mein erstes Zusammentreffen mit Freud.

Es war im September 1895, als ein vor kurzem verstorbener Kollege, Dr. Max Kahane, mit der Frage an mich herantrat, ob ich mir nicht eine von dem Dozenten Sigmund Freud angekündigte Vorlesung über Psychoneurosen anhören möchte. Dieses Ansinnen weckte bei mir nur mäßige Begeisterung. Von Freud hatte ich bis dahin eine wohl interessante, doch keineswegs epochale Studie über Aphasie gelesen, des ferneren vernommen, daß er als Assistent von Meynert auf Grund eines Staatsstipendiums nach Frankreich gegangen war und die Vorlesungen Charcots und Bernheims ins Deutsche übertragen hatte.

Mehr wußte ich von ihm nicht und auch seine persönliche Bekanntschaft hatte ich damals noch nicht gemacht. Endlich war meine Ehrfurcht vor den klinischen As-

sistenten der Irrenheilkunde überhaupt nie sehr groß und vollends psychiatrische Zeitschriften oder gar Bücher erschienen mir als etwas, das Gott nur in seinem höchsten Zorn in die Welt gesetzt hatte. Wenn beider Lektüre nicht unter den ägyptischen Plagen genannt wird, so lediglich darum, weil zu des seligen Pharao Zeiten selbst ein Herrgott an solche Plagen nicht dachte.

So nahm ich denn den Vorschlag Kahanes nicht gerade mit Freudenjauchzen entgegen. Es bedurfte wiederholten Drängens, eines mehrmaligen Getretenwerdens von seiner Seite, bis ich mich entschloß, die Vorlesung Freuds zu inskribieren. Die Doktoren Max Kahane, der Frauenarzt und jetzige Dozent für Geschichte der Medizin Isidor Fischer und endlich meine Wenigkeit waren die ersten drei Schüler, welche Freud in seine Neurosenlehre einführte, und zwar trug er im Wintersemester 1895/96 über Neurasthenie und Angstneurose, im Sommersemester 1896 über Hysterie und Zwangsneurose vor. Von jenen drei Hörern warf sich Max Kahane bald ausschließlich der physika-

lischen Therapie in die Arme, Dr. Fischer ist bis zum heutigen Tage nur Frauenarzt und hat Psychoanalyse nie praktisch betrieben, so daß ich füglich behaupten darf, der älteste mindestens unter den ausübenden Schülern Freuds zu sein.

Ich würde all diese Umstände nicht so ausführlich erwähnen, hätte Freud in seiner „Geschichte der psychoanalytischen Bewegung" nicht die Erinnerung an jenes erste Kolleg nebst manchem anderen völlig „verdrängt", sozusagen aus seinem Gedächtnis getilgt. Hat doch dieses Genie unter seinen großen Geistesgaben auch die unschätzbare Fähigkeit, Leidiges völlig vergessen zu können. Und daß auch er einst so klein begonnen, daß die Drei, welche erst ein Kollegium bilden, mit schwerer Mühe zusammengetrommelt werden mußten, noch dazu von einem, dem er später gram wurde, war für seine Denkart kein freundliches Erinnern. Gibt es doch für einen großen Mann, der sich aus kleinen Anfängen herausgearbeitet, zwei Möglichkeiten: Entweder stellt er die zerrissenen Stiefel, in welchen er in die Stadt gekommen, unter einen Glassturz und er-

zählt einem jeden: „In diesen zerrissenen Stiebeln kam ich in die Stadt, und jetzt bin ich der große Mann!“ — oder er hat niemals zerrissene Stiefel tragen müssen. Auch Freud hat niemals solche gehabt, er war von jeher der große Mann.

Doch zurück zu jenem ersten Kolleg. Freud begann seine Vorlesung mit einer Kritik der herrschenden Lehren von der Neurasthenie und Hysterie und nicht zum wenigsten ihrer Heilerfolge. Was er vorbrachte, hatte sich wohl jeder denkende Nervenarzt selbst schon gesagt und höchstens die präzise, glänzende Fassung war da bestechend. Immer ist ja die Kritik der Vorgänger der leichteste Teil jeder Wissenschaft. Ich war begierig, was nach dieser trefflichen kritischen Einleitung an neuen Gedanken vorgesetzt würde. Und da kam nun tatsächlich etwas Überraschendes. Ich hörte zum erstenmal, es seien für die Psychoneurosen spezifisch und entscheidend die sexuellen Ursachen, und zwar aktuelle Schädlichkeiten für Neurasthenie und Angstneurose, infantile, psychisch bedingte hingegen für Hysterie und Zwangsneurose. Dies führte Freud

nun an Hand von Beispielen seiner Praxis im einzelnen aus.

Es galt nun, diese verblüffenden Neuigkeiten mit der nämlichen kritischen Schärfe zu prüfen, die Freud den früheren wissenschaftlichen Anschauungen gegenüber selbst angewendet hatte. Verhältnismäßig leicht war dies durchzuführen bei den Aktualneurosen, an denen man auch gleich die therapeutische Wirksamkeit erproben konnte. Hier war nun das Ergebnis oft wirklich erstaunlich und, da man mit Kenntnis der Ätiologie die Schädlichkeiten rasch und ohne Mühe abstellen konnte, ward dieses Stück der Freudschen Lehre sogar von der offiziellen Neurologie ohne weitere Schwierigkeiten angenommen. Man wagt es heute schon, bei Angstzuständen sich zu erkundigen, ob vielleicht zweckwidrige Mittel zur Verhütung von Kindersegen angewendet werden und ein Hofrat soll sogar ein achtzehnjähriges Mädchen anmutig gefragt haben, ob sie onaniere.

Schwieriger war die Nachprüfung schon bei der Hysterie und Zwangsneurose, zumal ja damals die Technik des Verfahrens

selbst beim Erfinder sozusagen noch in den Windeln lag. Gab es doch zu jener Zeit keine „Traumdeutung“, noch keine „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“, kein Wissen von Ödipus- und Kastrations-Komplex, von Narzißmus, Schuldgefühl und Über-Ich, höchstens sprach man von eingeklemmtem Affekt, Konversion, Abreagieren und Reminiszenzen, an welchen die Hysterischen litten. Hatte man vollends, wie ich, das Pech, unter den ersten Fällen auch ganz verzweifelte zu bekommen, z. B. eine seit vielen Jahren bestehende allerschwerste Zwangsneurose — und andere als verzweifelte Fälle stellten sich dazumal kaum der Psychoanalyse — war es begreiflich, daß man mit solchen nicht immer fertig zu werden vermochte. Trotzdem durfte ich mit meinen Resultaten zufrieden sein, zumal, wenn ich die Erfolge der Psychoanalyse mit jenen der anderen landesüblichen Methoden verglich, wie Brom und Opium, Elektrizität und Wasserkur, Hypnose und sogenannte Psychotherapie, Methoden, welche trotz sehr viel Aufmachung in schweren Fällen gänzlich versagten.

Ich muß zu jenen ersten Vorlesungen noch einiges ergänzen über Art und Besonderheit derselben. In jener Zeit war bei den Psychoneurosen noch viel zu viel Tastendes, Vorläufiges, Unsicheres, als daß Freuds Ausführungen jene klassische Einfachheit hätten atmen können, die seine späteren Vorträge auszeichnete. Immerhin berührte manches wohltuend, was man von den Kliniken her nicht gewohnt war. Es fehlte zunächst jedes psychiatrische Kauderwelsch, jedes Haschen nach neuen Kunstausdrücken, welche bloß die Eingeweihtesten verstehen und woran sich die Fachmänner ebenso erkennen, wie die römischen Auguren an ihrem Tun, das sie dann auch immer zum Lachen herausforderte. Wenn irgendwo, kann man von der modernen Irrenheilkunde mit Recht behaupten, sie sei der Mißbrauch mit einer eigens zu diesem Zwecke erfundenen Terminologie.

Diesen Unterschied zwischen Freud und den meisten anderen Forschern will ich an einem einzigen Beispiel beleuchten, noch dazu an einem, das nicht einmal einen Psychiater betrifft. Als Breuer und

Freud sich zuerst die Frage des psychischen Mechanismus der Hysterie vorlegten, schuf Breuer die Theorie der „Hypnoiden Zustände“, während Freud die seelische Spaltung der Hysterischen als Ergebnis einer „Abwehr“, später der „Verdrängung“ deutete. In dieser Abkehr von jeder fremdsprachlichen Bezeichnung liegt mehr als etwa bloßer Purismus. „Oh, was ist die deutsche Sprak für ein arm Sprak! Für ein plump Sprak!“ sagt Riccaut de la Marlinière. Wenn ein Wissenschaftler die mangelnde Klarheit seines Denkens verschleiern will, verhüten möchte, daß man allzusehr merkt, wie wenig er die fraglichen Probleme zu Ende gedacht hat, wird er sich zunächst mit Hilfe eines lateinischen und griechischen Wörterbuches irgendeinen neuen, möglichst unerhörten Kunstausdruck bilden. Wer sich hingegen auch da noch rein deutscher Worte bedient, zwingt sich dadurch allein schon zu möglichster Klarheit und Erkenntnis. Denn in der deutschen Wendung merkt man auf der Stelle, wenn etwas noch unreif in des Entdeckers Seele schwebt. Man kann nämlich jede Sache

aussprechen in einem ehrlichen Deutsch oder in einem unehrlichen Kauderwelsch. Und gerade in der Wahl von treffenden, durchsichtigen, sofort verständlichen Fachausdrücken ist Freud von jeher ein Meister gewesen.

Nächst dieser Klarheit und Gemeinverständlichkeit der Sprache hatten Freuds Vorträge noch andere Vorzüge, die man selten so glücklich vereint vorfindet. Vor allem eine unerbittlich scharfe Logik, die vor gar keiner Autorität haltmachte, ferner einen stets schlagfertigen Witz, zumal den Gegnern gegenüber, welche schon damals seine Genialität durch Unverständnis der „kompakten Masse" zu erdrücken trachteten. Nehmen wir dazu ein ausgesprochen pädagogisches Geschick, das selbst in die schwierigsten Gedankengänge mit Leichtigkeit einführte, sowie endlich seine spezifische Dialektik, die jeden möglichen Einwand und Widerspruch gleich vorwegnahm und widerlegte, so wird man den großen Reiz begreifen, den schon die ersten Vorlesungen Freuds im Jahre 1895 ausübten, ein Reiz, der sich mit den Jahren immer mehr stei-

gerte. Kein anderer meiner Universitätsprofessoren hätte es beispielsweise fertig gebracht, selbst die Anfangsgründe, die man sozusagen schon im kleinen Finger hatte, mir wiederholt mit stets frischem Genuß zu vermitteln, mir das Lehrgebäude der Psychoneurosen in 22 Jahren von jedesmal anderer Seite aufzubauen, unter immer neu aufblühender Erkenntnis. Im späteren wird mir Gelegenheit werden, diese Vorzüge noch im einzelnen und ausführlich klarzulegen.

2. Kapitel.

Freud als Redner und Schriftsteller, Stilist und Kritiker.

Ward im vorigen Kapitel der Eindruck geschildert, den die ersten Vorlesungen Freuds auf mich übten, zur Zeit, als dieser seine frühesten, tastenden Schritte unternahm und alles noch im Werden war, so will ich nunmehr den Professor zeichnen auf der Höhe seines Könnens, da er förmlich von einem Mal zum andern seiner Weisheit neue Jahresringe ansetzte. Freud zuzuhören, bedeutete an sich erlesenen Genuß. Er sprach schlicht und einfach, im Alltagston, wie unter vier Augen. Nie vernahm ich von ihm eine bloße Phrase — es sei denn als Kondolenzbezeugung. Ihm mangelte jegliche Spur von Pathos, jeder Hochflug der Rhetorik, in den sich ein geübter Redner so leicht hineinzuschwindeln vermag, und sei es auch nur um eines guten Abgangs willen. Bloß ab und zu gab es ein paar humoristische

Lichter, die ein Problem blitzartig erhellten. Für Freud galt niemals Goethes Wort: „Allein der Vortrag macht des Redners Glück“, im Gegenteil, seine tiefsten Erkenntnisse trug er beinahe plaudernd vor, nicht professoral vom Katheder herab, auch nicht als geistsprühender Causeur, eher schon als Grübler, dem sich die Gedanken von der Seele lösen. Allzeit sachlich und gegenständlich, mied er geflissentlich jedes Blenden, suchte er lediglich zu überzeugen und wählte in meisterhafter Sprachbeherrschung selbst für die schwierigsten Gedankengänge beinahe ausschließlich deutsche Ausdrücke. War es ihm doch nicht um augenblickliche Wirkung zu tun, sondern Wahrheit zu geben und verstanden zu werden. Also kein Vortäuschen angeblichen Tiefsinns, keine buntsprachige Namengebung, die bloß den Eingeweihtesten verständlich, sondern gleichsam gesprächsweise hingeworfene Erkenntnis. Ich habe nie einen zweiten gekannt, der es so verstand, in leichtestem Plauderton Tiefstes zu sagen.

Bewundernswert schien mir stets seine Kunst, in jeden, auch den begrifflichsten

Stoff, den Hörer wie spielerisch einzuführen. Sehr treffend sprach einmal ein Kritiker von Freuds „unwiderstehlicher Propädeutik". Worin bestand nun diese Kunst? Ich glaube, sie fußte auf zweierlei Lehrweisen. Zunächst verstand der Professor es ganz ausgezeichnet, in seinen Hörern die Meinung zu erwecken, als hätten sie all das, was ihnen zum erstenmal schöpferisch vorgetragen wurde, im Grunde längst schon selber gewußt, also lehre man sie eigentlich gar nichts Neues. Dies war nun ein Zug, der den feinen Menschenkenner verriet. Ganz allgemein sind ja die Leute keineswegs geneigt, den anderen für klüger zu halten als sich selbst. Im Gegenteil werden sie ausnahmslos wütend, sobald ihnen das zum Bewußtsein kommt. Und vollends sich einarbeiten zu sollen in neue Gedanken, ist eine arge, man möchte fast sagen unverschämte Zumutung. Wer mir neue Dinge, angebliche Wahrheiten, an den Kopf wirft, verletzt nicht bloß das ewige, eherne Gesetz der Trägheit, scheucht mich nicht nur aus meiner wohlverdienten Ruhe auf, sondern, was noch schlimmer, er erhebt

den Anspruch, gescheiter zu sein und weiter zu denken, als meine eigene Herrlichkeit selber. Da bäumt sich natürlich der Narzißmus eines jeden auf, zumal noch nicht anerkannten Größen gegenüber.

Ganz anders ging da Freud zu Werke. Ein Beispiel für viele. Auf dem psychoanalytischen Kongreß in Berlin warf er zum erstenmal den Gedanken vom „unbewußten Schuldgefühl" in die breite Öffentlichkeit. Allein wie vorsichtig, mit welcher Berechnung der menschlichen Schwäche! Wie immer ging es von Bekanntem aus, sich an den Narzißmus des Hörers wendend. „Sie wissen ja," begann er etwa, „wir unterscheiden ein Bewußtes und Unbewußtes. Das wissen Sie ja alle!" Der Hörer fühlt sich wohlig gestreichelt. — „Und dann unterscheiden wir im Unbewußten eine oberste Schicht, das Vorbewußte, welches ohne weiteres bewußt werden kann und das eigentliche, verdrängte Unbewußte, das wir durch unser psychoanalytisches Verfahren erst mühsam ans Tageslicht fördern müssen. Das wissen Sie ja auch alle!" Unbedingte Zu-

stimmung sämtlicher Zuhörer, ihr Wohlbefinden steigert sich. Wirklich ein angenehmer Sprecher! — „Und dann haben wir auch ein unbewußtes Schuldgefühl, das unser Handeln oft in allerweitestem Maße beherrscht. Das wissen Sie ja auch alle!" Zwei Minuten zuvor hatte freilich noch keiner im ganzen Kreise davon gewußt, doch, da der Professor dies so wohlwollend bei sämtlichen Anwesenden voraussetzte, muß man es doch schon in irgendeinem Winkel der Seele gekannt haben und war natürlich hoch erbaut von der unbewußten eigenen Vortrefflichkeit. Und weil man alles längst schon gewußt hatte, lag eigentlich zum Widerspruch keinerlei Grund vor, im Gegenteil, man war von sich entzückt und hielt dies der neuen Lehre zugute. Selbstredend wurden durch diese seelisch so wirksame Einführung nicht Einreden des Verstandes beseitigt, nur das instinktive Widerstreben, der Haß vor dem Neuen, der Misoneismus.

Eine zweite Eigentümlichkeit der Freudschen Propädeutik bestand ferner darin, daß er stets bemüht war, alle nur irgend

möglichen Einwände vorwegzunehmen, sie selber zu sagen und gleich zu widerlegen, bevor noch der Hörer zum Nachdenken kam[1]). Obendrein erwies sich auch da der Professor um so viel gescheiter als alle Anwesenden und erhob Einwürfe, an welche kein einziger je gedacht, ihnen so gewissermaßen demonstrierend, wie klug und weise sie hätten sein k ö n n e n. Anderseits aber hütete er sich wohl, sich etwa als kritisches Genie aufzuspielen, ihnen ihre Minderwertigkeit zum Bewußtsein zu bringen. Vielmehr sprach er stets gewissermaßen als Vertreter des Publikums, in dem jeder einzelne ebenso gescheit war, als der Vortragende selber. Und wiederum fühlte sich alles im Kreise ringsumher von der eigenen Weisheit höchlichst erbaut.

Vorstehend war der Versuch unternommen, das angeborene Erziehungsgeschick, die intuitive Pädagogik aufzuzeigen, die Freud in den Vorträgen an-

---

[1]) Ein glänzendes Beispiel hierfür bieten die ersten Kapitel der „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse", die ungefähr ebenso gesprochen wurden, als sie vorliegen.

zuwenden pflegte. Doch liegt auf der Hand, daß solche Mittel zwar geeignet waren, den Widerspruch von vornherein, aus verletztem Narzißmus und Trägheitswohlsein, möglichst abzudämpfen, doch bei weitem noch nicht, um seine Vorträge zu jenem erlesenen Genuß zu machen, den sie in Wahrheit für jeden bildeten. Da mußte noch ein Entscheidendes hinzukommen, auf das ich hier näher eingehen will.

Freud war zeitlebens ein Grübler und Sinnierer, fast möchte ich sagen zwanghafter Art und hatte als solcher stets viel zu sagen. Was aber wichtiger, er war nicht bloß ein echter Grübler, sondern noch obendrein ein genialer, d. h. er hatte gewöhnlich auch den richtigen Einfall oder traf zumindest, wenn nicht gleich ins Schwarze, so doch in den allernächsten Kreis, um dann bei einem zweiten Angriff ins Zentrum zu schießen. Hatte er aber, was mitunter vorkam, daneben getroffen, wie ursprünglich bei der Zwangsneurose, verschlug es ihm nichts, zehn Jahre später den ganzen Weg zurückzugehen und noch einmal von vorn zu

beginnen, um schließlich auf Grund gemehrter Erfahrung die Lösung zu finden. Auf einem Spaziergang setzte er mir vor Jahren auseinander, wie er zum Verständnis der Hysterie einen Schlüssel nach dem anderen gefunden hatte. Und in der Wechselrede bemerkte er einmal: „Wenn einer vorurteilslos an eine Sache herantritt, dann findet er etwas.“ Gern zitierte er auch das Wort Charcots: „Man muß die Dinge so lange und immer wieder ansehen, bis sie einem etwas zu sagen beginnen.“ Doch daß sie einem freilich das Richtige sagen, muß man nicht bloß ein Grübler sein, sondern auch Genie, zumal auf einem so schwierigen Feld wie dem der Seelenkunde.

Von Freud haben wir aber auch gelernt, uns nie mit lediglich einer Lösung zufriedenzugeben, im Seelischen stets nach Schichtungen zu suchen und verschiedenen miteinander ringenden Kräften. „Klarheit ist in der Wissenschaft allezeit Fälschung! Die Wahrheit ist immer kompliziert und nicht sonderlich durchsichtig!“ lehrte der Meister. Durchsichtig und klar, überzeugend, bezwingend ward die Sache

meist erst in Freuds Darstellung. Und da am besten im lebendigen Vortrag, nicht, wenn er am Schreibtisch für den Druck verdichtete. Sobald er in seinen Samstag-Vorlesungen beinahe zwei Stunden lang mustergültig gesprochen hatte, dann gab es buchstäblich keine Zweifel mehr und keinerlei Lücke des Verstehens.

Noch bedeutsamer aber sind meine Erinnerungen aus dem Kreise der Intimsten, an die Mittwochabende, zumal die ersten, welche noch in der Wohnung des Professors selber abgehalten wurden. Den Professor da eine neue Erkenntnis vortragen zu hören, gewissermaßen in statu nascendi, gehörte zu den Denkwürdigkeiten meines Lebens. Ich kann den Eindruck nicht anders bezeichnen, denn als überwältigend. Seit meiner Studentenzeit hat es mich immer zum Genie hingezogen, das freilich in den seltensten Fällen den akademischen Lehrstuhl innehatte. Ich habe die verschiedensten Genies gehört, vielfältige Eindrücke von ihnen empfangen, z. B. von den Vorlesungen Theodor Meynerts, des Lehrers von Freud. Seinem Vortrag dreiviertel Stunde zu lauschen, ge-

hörte zum Anstrengendsten, was sich denken läßt. Er sprach konzentriert, aufs äußerste verdichtet, obendrein nicht selten in krausen Wendungen. Man spürte den Atem des Genies, allein am Ende einer solchen Vorlesung war man erschlagen. Wahrhaftig, man hatte den Genuß im Schweiße seines Angesichts erkämpft.

Auch Freud zu lauschen war nicht immer leicht. Denn wenn er sein Wissen lange gespeichert, gab er mitunter eine solche Fülle, daß sie ein Normalhirn nicht mehr zu bewältigen vermochte. Ich gedenke z. B. eines Vortrages über Zwangsneurose, da Freud nicht weniger als drei Stunden lang sprach. Nun ist die Aufnahmefähigkeit des Hörers schließlich begrenzt. Die ersten zwei Stunden konnte man noch folgen, trotzdem man mit neuen Gesichtspunkten und Anschauungen förmlich überschüttet wurde und alle Mühe hatte, das eben Vernommene nur rasch zu versorgen. In der dritten Stunde versagte mein Gehirn. Nicht Freud versagte, denn ich glaube, das Genie hätte so die ganze Nacht fortreden können und trotzdem noch immer Neues geboten. Allein wohin mit dem un-

geheuren Erntesegen? Hier konnte man nur mit den Ohren zuhören und den Überfluß an sich abrinnen lassen. Später trug Freud das nämliche Thema, allerdings in wesentlich gekürzter Form, auf dem ersten psychoanalytischen Kongreß in Salzburg vor. Es war wieder etwas anderes und vielfach Neues, nicht mehr diese Überfülle von Erkenntnissen, wie damals in Wien, doch immerhin ein überwältigender Eindruck selbst auf so spröde, kritische Naturen wie Eugen Bleuler und C. G. Jung. Und endlich bekamen wir das Thema noch ein drittes Mal vorgesetzt, nämlich im Druck. Dieser brachte die Sache nun ganz konzentriert, verdichtete Erkenntnis, doch ohne den Zauber der blühenden Rede.

Höchst reizvoll war es auch, Freud in der Diskussion zu lauschen. Da gab es keinen besseren, einsichtigeren und überzeugenderen Kritiker, als ihn — d. h. wenn er wollte. Stets wieder ließ sich folgende Beobachtung machen. Stundenlang hatte die Wechselrede dahingeplätschert. Die Leute sprachen endlos fort, einer redete an dem anderen vorbei, ohne

fortzureißen oder gar zu überzeugen. Eine gewisse Müdigkeit lag auf allen Gesichtern, die Menschen saßen mit langgestielten Augen da. Endlich nimmt Freud selber das Wort und mit einem Schlage ist jede lähmende Müdigkeit weg und aller Augen hängen an ihm. Dann spricht der Professor oft nur einen Satz, und die ganze, unendliche, fruchtlose Debatte ist sofort geklärt. Wie Max Kahane einmal treffend sagte: „Roma locuta est, causa finita." Doch nicht kraft einer dekretierten Unfehlbarkeit, sondern weil ein jeder von den Hörern fühlte: hier wurde tatsächlich die Lösung gegeben. Jeden Mittwoch kamen manche Leute um solch eines einzigen Satzes willen, den sie dann wie einen Schatz nach Hause trugen. In den ersten Zeiten war es noch üblich, daß die Namen aller Mitglieder auf Röllchen geschrieben wurden, die dann unser Sekretär aus der Urne zog. Wer gerufen wurde, mußte sprechen. Fügte es der Zufall nun, daß Professor Freud der erste war, schien jede weitere Diskussion fast überflüssig. „Wo der gesprochen hat, wächst kein Gras mehr," sagte mir einmal Dr. Kahane.

Man konnte da höchstens noch eine bescheidene Nachlese halten, doch, was sich im Bösen wie im Guten sagen ließ, war in der Hauptsache schon erschöpft.

Nicht minder untrüglich und alles ausschöpfend war auch die Kritik, die man gelegentlich unter vier Augen von Freud erfuhr. So weiß ich mich zu entsinnen, daß ich ihm einmal eine Arbeit vorlas, in der ich manches Neue gefunden zu haben glaubte. Freud hörte mir zu, indem er rauchend auf und ab ging. Als ich geendet, meinte er: „Jetzt wollen Sie meine Meinung hören?" Und nun legte er los und gab mir auf all meine Neuigkeiten, die er doch zum erstenmal vernommen, auf der Stelle Antwort. Und was für eine! Jedes Wort druckfertig, bündigste Formung und dabei das Urteil manchmal vernichtend. Wo ich selbständig Neues gefunden hatte, stellte sich heraus, daß Freud dies alles längst schon wußte, ohne es freilich publiziert zu haben. Und daß dies nicht bloße Phrase war, ergab sich daraus, daß er schon viel weiter als ich gedacht hatte. Mit einem Satze führte er mich zur letzten Erkenntnis, welche ich

noch lange nicht gesehen hatte. Man wurde auf einmal ganz klein vor dem Riesen. So war der Kritiker Sigmund Freud an guten Tagen. Daneben gab es noch einen anderen, den er mitunter bei schlechter Laune auch den Getreuesten gegenüber hervorzukehren liebte. Da ward der sonst so großzügige Mann geradezu kleinlich, mäkelnd und nörgelnd, sich auf einzelne Worte und Wendungen stürzend. Von Förderung auch nicht mehr einen Hauch, keine Rede von schöpferisch lehrender Wertung. Nur ein tiefes Mißbehagen erfüllte den Gekränkten, der am liebsten alles hingeworfen hätte.

Nun zum Schriftsteller Freud, dem Künstler des Worts und großen Stilisten. Auch wer den Professor persönlich zu hören gar niemals das Glück hatte, wird durch den ganz besonderen Zauber seiner Schriften gefesselt. Ich will diese nicht mit Geistesprodukten anderer Psychiater vergleichen. Es ist keine unbedingte Forderung der Wissenschaft, daß ein großer Gelehrter auch gut schreiben müsse. Zwar „trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor“, wie

schon Goethe behauptete. Aber was speziell die psychiatrische Literatur betrifft, so steht sie in ihrem unglaublichen Kauderwelsch noch tief unter jeder anderen Wissenschaft. Sie wird nicht einmal mehr von den ärztlichen Kollegen verstanden. Besteht doch ihre Hauptkunst darin, alle zwei Jahre möglichst schwer verständliche Fachausdrücke in die Welt zu senden — eine wahre Emissionstheorie! — längst bekannte Krankheitsbilder durcheinanderzuwerfen und den alten Wein in neubenannnte Schläuche zu füllen. In meiner Sünden Maienblüte habe ich von jugendlichem Irresein, vornehmer der Hebephrenie gelernt und der Paranoia. Später wurde unter Kraepelins Führung daraus die Dementia praecox und paranoides, wobei man nicht übel Lust bezeugte, die Paranoia überhaupt hinauszuwerfen, um sie neuestens gegen eine Paraphrenie im Sinne von Kraepelin einzutauschen. Anderseits gab man bereitwillig zu, daß bei jener reizenden Dementia praecox weder die Demenz noch auch die praecocitas vorhanden sein müsse. Also wirklich eine äußerst zutreffende Bezeichnung!

Dann ließen die Lorbeeren des Miltiades den Themistokles nicht schlafen und so erfand Bleuler die Schizophrenie oder Schizothymie, zu der dann neuestens Kretschmar die schizoide Persönlichkeit hinzukonstruierte. Was wieder einmal beweist, wie recht Fritz Reuters „Onkel Bräsig“ hatte, daß die Armut von der großen pauvreté herrühre. Noch schöner war es um die einzelnen Krankheitszeichen der Schizophrenie bestellt. Für jedes ihrer vielgestaltigen Symptome hat man mit Hilfe des lateinischen und griechischen Wörterbuchs sich einen neuen Fachausdruck erschaffen, ausnahmslos von so wundervoller Klarheit, daß man ihn auch dem Arzte erst erklären mußte. Es ist noch als unverhofftes Glück zu betrachten, daß es so wenig Kollegen gibt, die Sanskrit sprechen, so daß sich dieses zur psychiatrischen Namengebung wenig empfiehlt. Jedenfalls heißt es, in der Psychiatrie auf dem Laufenden bleiben und vor allem ihre Zeitschriften lesen. Sonst muß man alle zwei Jahre umlernen oder wird ein Zurückgebliebener, der nicht mehr mitzählt.

Es ist nun bezeichnend, daß die offizielle Irrenkunde von Freud so lange keine Notiz nahm oder höchstens in allerlei hämischen Bemerkungen, als er sich noch eines einwandfreien Deutsch befliß, sich nur der einfachsten Ausdrücke bediente, die dafür jedoch gemeinverständlich waren. Erst als der Professor in den allerletzten Jahren, etwa von „Jenseits des Lustprinzips" ab, sich ein wenig aufs Metaphysische legte und, wenn auch kein Kauderwelsch, so doch Ausdrücke wie Lebens- und Todestrieb, Ich, Ideal-Ich und Es gebrauchte, auch mitunter sich in Spekulationen verlor, ward er der Irrenkunde sympathischer. Er begann allmählich zu psychiatrischer Höhe aufzusteigen, würdig zu werden dieser tiefsinnigsten aller Wissenschaften. Nun meint zwar Goethe:

„Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis
herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne, grüne
Weide." —

allein zur finsteren Goethezeit gab es eben noch keine so klassische Irrenheilkunde wie heute.

Doch kehren wir zurück zum Stilisten Freud und zu dem Spezifischen seiner Schreibweise. Um zunächst beim Äußerlichen zu bleiben, möchte ich sagen: In seiner Diktion, in seinen Sätzen ist alles einfach, schlicht und groß. Und je kleiner die Arbeit, desto reizvoller ist sie. Seine kurzen Aufsätze, die äußerlich kaum mehr als 8 bis 10 Druckseiten füllen, sind geradezu Kabinettstücke wissenschaftlicher Darstellungskunst. Dabei bleibt Freud stets von großer, natürlicher Bescheidenheit und nie vergessend, daß auch das Genie nicht mehr ist als ein fehlbarer Mensch.

In einer seiner jüngsten Arbeiten, die schon von Todesschatten umwittert, las ich mit tiefer Bewegung die Worte:

„Im folgenden teile ich ein Ergebnis der analytischen Forschung mit, das sehr wichtig wäre, wenn es sich als allgemeingültig erweisen ließe. Warum schiebe ich die Veröffentlichung desselben nicht auf, bis mir eine reichere

Erfahrung diesen Nachweis, wenn er zu erbringen ist, geliefert hat? Weil in meinen Arbeitsbedingungen eine Veränderung eingetreten ist, deren Folgen ich nicht verleugnen kann. Früher einmal gehörte ich nicht zu denen, die eine vermeintliche Neuheit nicht eine Weile bei sich behalten können, bis sie Bekräftigung oder Berichtigung gefunden hat. Die ‚Traumdeutung' und ‚Das Bruchstück einer Hysterieanalyse' sind, wenn nicht durch neun Jahre nach dem Horazischen Rezept, so doch durch vier bis fünf Jahre von mir unterdrückt worden, ehe ich sie der Öffentlichkeit preisgab. Aber damals dehnte sich die Zeit unabsehbar vor mir aus — oceans of time, wie ein liebenswürdiger Dichter sagt — und das Material strömte mir so reichlich zu, daß ich mich der Erfahrungen kaum erwehren konnte. Auch war ich der einzige Arbeiter auf einem neuen Gebiet, meine Zurückhaltung brachte mir keine Gefahr und anderen keinen möglichen Schaden.

Das ist nun alles anders geworden.

Die Zeit vor mir ist begrenzt, sie wird nicht mehr vollständig von der Arbeit ausgenützt, die Gelegenheiten, neue Erfahrungen zu machen, kommen also nicht so reichlich. Wenn ich etwas Neues zu sehen glaube, bleibt es mir unsicher, ob ich die Bestätigung abwarten kann. Auch ist alles bereits abgeschöpft, was an der Oberfläche dahintrieb. Das Übrige muß in langsamer Bemühung aus der Tiefe geholt werden. Endlich bin ich nicht mehr allein, eine Schar von eifrigen Mitarbeitern ist bereit, sich auch das Unfertige, unsicher Erkannte zunutze zu machen, ich darf ihnen den Anteil der Arbeit überlassen, den ich sonst besorgt hätte. So fühle ich mich gerechtfertigt, diesmal etwas mitzuteilen, was dringend der Nachprüfung bedarf, ehe es in seinem Wert oder Unwert erkannt werden kann.“

Hier ist in einer kurzen Probe beisammen, was Freuds persönlich gefärbte Mitteilungen so reizvoll machte: ein schlichtes, rein menschliches Sagen, bescheidene Zurückhaltung und ein ungeheurer Verstand. Wenn der Stoff es erforderte, konnte

Freud ein halber Dichter werden, stets aber war er ein ganzer Mann der Wissenschaft mit einem fast unerschöpflichen Reichtum an neuen Gedanken. Manchmal strömten ihm diese in solcher Fülle zu, daß er sie kaum mehr zu bändigen vermochte. Dann hatte der Leser schwerste Mühe, sich durch diesen Schlaraffenberg durchzubeißen, er mußte stets wieder und wieder studieren, um auszuschöpfen, was in wenig Zeilen hineingepreßt worden. Doch galt dies nur gelegentlich für die schriftliche Fixierung, für das Lesen des Drucks, denn im lebendigen Vortrag hielt Freud stets Fühlung mit seinen Hörern und ihrem mühsam nachhinkenden Verständnis. Drum kann man von ihm wie von Goethe sagen: „Was er sprach, war besser, als was er schrieb."

Wenn ich die Werke Freuds überblicke, so dünkt mich, auch rein stilistisch genommen, ein ausnehmender Fortschritt unverkennbar. Man gedenke z. B. seiner ersten psychoanalytischen Schriften, die freilich tastende Versuche waren. Wie ist da noch alles mit Fremd- und Fachworten reichlich gespickt aus der Hexenküche der

Psychiatrie! Nur in den wenigen Krankengeschichten, die die „Studien zur Hysterie" so zieren, verrät sich bereits die Klaue des Löwen, eine fast dichterische Erzählungskunst, die die Kasuistik zu Novellen macht. Dann kam die erste, die große „Traumdeutung", welche für ein bisher so gut wie unverstandenes Seelengebiet grundlegend neue Aufklärung brachte. Und doch, wie unpädagogisch, in der ungeheuren Fülle beinahe erstickend, sind seine Ausführungen! Fünf Jahre später folgen die schon klassisch geschriebenen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", der in jedem Betrachte ganz große Freud. Doch auch fürderhin kommt es wiederholt zu Rückfällen ins Unpädagogische. Selbst die verbreitetste seiner Schriften „Zur Psychopathologie des Alltags" — Psychopathologie ein echtes Psychiatricum, in den „Vorlesungen" ausgezeichnet ersetzt durch das deutsche Wort „Fehlleistung" — war davon nicht frei, ganz zu geschweigen von manchen der allerletzten Abhandlungen, wie „Jenseits des Lustprinzips" oder „Ich und Es". Daneben aber stilistische Meisterwerke

wie „Der Wahn und die Träume in Jensens Gradiva", „Massenpsychologie und Ich-Analyse", die klassischen „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse", sowie endlich selbst die „Laienanalyse", was immer man auch sachlich gegen die Schlußfolgerungen einwenden mag. Wahrhaftig, es ist nicht genug zu bedauern, daß Freud durch Krankheit und zunehmendes Alter in den letzten Jahren verhindert war, die Fülle seiner Gedanken erst vorzutragen, ehe er sie schriftlich und allzu konzentriert für immer festlegte.

Ich habe vorhin einen Punkt berührt, der von entscheidender Bedeutung ist, für Freuds Genie geradezu spezifisch: die Fülle und Richtigkeit seiner Ideen. Was diese so überwältigend macht, ist die Kühnheit und Größe des Gedankens, die Weite des Blicks und das blitzartige Durchschauen der Zusammenhänge. Und dann stets wieder der grübelnde Verstand, ob nicht doch ein Irrtum, ein Widerspruch möglich. Eine bei Universitätsprofessoren ganz unerhörte Vorsicht im Aufstellen neuer Lehrmeinungen und Grundsätze.

Am deutlichsten wird dies in den ersten zwei Teilen seiner „Vorlesungen“ offenbar. Freud tut den Tatsachen niemals Gewalt an, damit sie in seine Lehre passen, bleibt stets objektiv, immer gegenständlich. Und als negative Tugend: er hat keine Spur von Moralinsäure, spielt niemals den Richter, was in Sachen der Sexualität und Sittlichkeit nicht immer eine ganz leichte Sache ist. Vielleicht wird man seine Objektivität noch mehr bewundern, wenn man erfährt, daß Freud im Grunde ein arger Sadist war, der sich seine wissenschaftliche Kälte abringen mußte; daß er ferner von den Gegnern durch viele Jahre und man kann wohl sagen: oft absichtlich mißverstanden wurde; und daß er endlich die Fähigkeit besaß, in einem Satze zu zerschmettern — den Feind wie den Freund.

So kann ich jetzt abschließend erklären: Ich kenne keinen zweiten medizinischen Forscher, bei dessen Reden und Schriften ich derart den Eindruck des Klassischen habe: einfach und groß.

3. Kapitel.

Beiträge zum Charakter Freuds.

Im Charakterbild Freuds springt ein Zug ganz besonders hervor: Seine ungeheure Wahrheitsliebe. Zwar sollte man meinen, diese sei bei einem Wissenschaftler selbstverständlich. Denn ohne absolute Ehrlichkeit wird man in der Wissenschaft nie Wertvolles leisten. Tatsächlich ist jedoch ein Wahrheitsmut, der vor dem eigenen Ich nicht haltmacht, eine allergrößte Seltenheit, mindestens bei geistig Gesunden. Bei Sigmund Freud geht die Ehrlichkeit, wenn es nötig ist, bis zur schonungslosen Selbstentblößung. In der Vorrede zu seiner „Traumdeutung" sprach er es aus: „Ich hatte die Wahl zwischen meinen eigenen Träumen und denen meiner in psychoanalytischer Behandlung stehenden Patienten. Die Verwendung des letzteren Materials wurde mir durch den Umstand verwehrt, daß hier die Traumvorgänge einer unerwünschten Komplikation durch die Einmengung neuroti-

scher Charaktere unterlagen. Mit der Mitteilung meiner eigenen Träume aber erwies sich als untrennbar verbunden, daß ich von den Intimitäten meines psychischen Lebens fremden Einblicken mehr eröffnete, als mir lieb sein konnte und als sonst einem Autor, der nicht Poet, sondern Naturforscher ist, zur Aufgabe fällt. Das war peinlich, aber unvermeidlich; ich habe mich also darein gefügt, um nicht auf die Beweisführung meiner psychologischen Ergebnisse überhaupt verzichten zu müssen."

Nur in einem Punkt wich Freud vereinzelt von der Wahrheit ab, wenn auch völlig unbewußt und aus eigenen ungelösten Komplexen heraus. Ich habe es erleben müssen, daß er einst Jung, der damals bei ihm besonders Liebkind war, eine Entdeckung zuschob, die — er selber gemacht hatte. Er hatte also jenen einfach mit sich selber identifiziert. Natürlich weckte dies im Kreise der Intimen bedenkliches Kopfschütteln und einer von ihnen machte den Professor aufmerksam, daß jene angebliche Entdeckung Jungs bereits in den „Drei Abhandlungen zur

Sexualtheorie“ stehe. Das hatte Freud vollständig vergessen und er war fast erstaunt, als man ihm die Stelle in seinem Buche zeigte. Dies neidlose Überlassen eigener Gedanken wird uns noch mehrfach beschäftigen.

Hier möchte ich gleich einen weiteren Charakterzug Freuds einschieben. Er hatte oft einen wahren Heißhunger nach neuen Menschen, benötigte immer andere Leute, die er dann freilich, wenn sie verbraucht waren, mit der gleichen Leichtigkeit wieder abstieß. Es ist wirklich auffallend, mit wie vielen Lehrern und ehemaligen Schülern Freud im Laufe der Jahre gebrochen hat, nachdem sie ihm längere oder kürzere Zeit herznahe gestanden. Ich nenne als solche nur die markantesten: Breuer und Fließ, Jung und Bleuler, Adler und Stekel, Kahane und Wittels. Gleich den Schwerbelasteten vertrug er auf die Dauer keine Dauerverknüpfung des eigenen Ich, es sei denn mit Leuten, die recht ferne wohnten und sich in allem willig unterwarfen. Ein alter Arzt hat einmal behauptet: „Die Kollegialität wächst mit dem Quadrat der Entfernung.“

Das ist tatsächlich richtig. Von Wien nach New York ist die Kollegialität ungeheuer groß, vom Unendlichen nicht mehr weit entfernt. Für England, Frankreich und die Schweiz ist sie noch erheblich. Wohnt man jedoch in derselben Stadt oder gar in ein- und derselben Gasse, dann möchte man den geliebten Kollegen am liebsten in einem Glase Wasser ersäufen.

Auch Freuds Verhalten liefert hierfür einen guten Beleg. Am besten und dauerndsten vertrug er sich mit den Vorsitzenden ferner Ortsgruppen, in London, Budapest und Berlin. Er kam mit diesen nicht zu häufig in persönliche Berührung, sie schworen blind auf jedes seiner Worte, gehorchten jedem Wink, der von der Berggasse[1]) kam, und vertraten in Aufsätzen und Kritiken buchstäblich alles, was der Meister wollte. So wurden sie stets von der Gnadensonne bestrahlt und lohnten es ihrerseits durch allertiefste Ergebenheit.

Anders war Freud im engeren Kreise bei wöchentlichem oder später zweiwöchentlichem Zusammensein. Zwar dem Frischling, dem Neuangekommenen, hing

[1]) Freuds Wiener Wohnung.

auch hier der Himmel meist noch voller Geigen. In der Regel war Freud da von bestrickender Liebenswürdigkeit, der richtige „Seelenfänger“, wie Adler ihn einst nannte. Dem Zauber dieses Meisters entzog sich niemand, er konnte buchstäblich jeden gewinnen, an dem ihm lag. Doch die Flitterwochen gingen vorüber und eines Tages, vielleicht bei einem Vortrag, bei welchem der Neuling sein Bestes gegeben, mußte er erleben, daß der Professor ihn sozusagen „in der Luft zerfetzte“. Freud vermochte nämlich ebenso erhebend zu loben, wie anderseits in Grund und Boden zu vernichten. Davon wußte jedermann im Kreise ein Lied zu singen. Denn Freud war im tiefsten Herzen ein arger Sadist, was minder seine Feinde, als seine Schüler und ehrlichsten Anhänger zu kosten bekamen. Keinem von denen, die ihm näher standen oder treten durften, blieb früher oder später der Fußtritt erspart. Der eine quittierte ihn mit lächelnder, masochistischer Glückseligkeit, der andere ballte die Faust in der Tasche, der dritte zog jahrelanges Schweigen vor, um jeder Gelegenheit aus-

zuweichen, die notwendig zum Bruch hätte führen müssen. Seit einer der Submissesten, „die rechte Hand der Psychoanalyse“ und buchstäblich ganz eine Schöpfung Freuds, am eigenen Leibe erfahren mußte, daß vom Kapitol zum tarpejischen Fels nur ein kurzer Weg ist, seit damals ward mir zur unumstößlichen Überzeugung, daß keiner der Nächsten in ungetrübter Eintracht mit dem Professor lebenslänglich auskommen könne. Zum Berliner Kongreß ließ der Psychoanalytische Verlag einen vornehm gebundenen Kalender erscheinen, geziert mit dem neuesten Lichtbild Freuds. Als ich es erblickte, war ich entsetzt. Wie hatte man nur ein solches Abbild wählen können! Das war ja ein bösartiger Sadist, nicht mehr der Grübler, den wir alle kannten! Andererseits haben wir gerade diesem Sadismus als Reaktion die bestrickende Liebenswürdigkeit Freuds zu danken, sowie als Charakterfolge seine ungeheure Energie, die ihn gegen eine Welt von Feinden sich durchsetzen ließ.

Ich habe im vorigen Kapitel betont, welchen Überreichtum an neuen Ideen

Freud stets produzierte. Wenn man ihn zwei Monate nicht gesehen hatte, etwa in den Ferien, war er im Gespräch schon ein völlig anderer. Man hatte sich notdürftig in seine letzten Gedankengänge hineingelebt, da mußte man erfahren, daß der Meister jedem schon wieder um zehn Meilen voraus war, so daß ein Schritthalten oder gar Erreichen unmöglich schien. Nie habe ich einem zweiten Menschen gegenüber so den Eindruck gehabt, vor einem Genie zu stehen, wie just bei Freud. Wenn auf irgendeinen Sterblichen die Bezeichnung geist-reich paßte, nicht in banalem, sondern buchstäblichem Sinne, dann auf den Professor. Ihn beherrschte oft eine erdrückende Fülle neuer Ideen, so daß er sie allein gar nicht aufarbeiten konnte, sie verschenken mußte, um nicht im eigenen Golde zu ersticken. Er war ein Grandseigneur des Gedankens, der mit fürstlicher Freigebigkeit Ideen verschenkte, oft von solcher Größe, daß ein wohlbestallter Hofrat und Universitätsprofessor davon semesterlang Kollegien hätte halten können zu Ruhm und Preis seiner Fakultät.

Von den zahllosen Einfällen, die Freud jeden Mittwoch achtlos unter den Tisch warf, hat Wilhelm Stekel jahrelang den Ruf eines geistreichen, ja ganz genialen Schriftstellers gefristet. Was dieser in verschiedenen Zeitungen schrieb, war wirklich oft genial, nur handelte es sich nie um die Genialität eines Stekel, die mit freiem Auge wohl kaum zu entdecken, sondern die eines Freud. Freilich hat sich dies in der journalistischen Wiedergabe nicht selten verwischt, zumal der Professor an einem Mittwochabend ausdrücklich erklärte: „Was ich hier ausspreche, ist vogelfrei, damit können Sie anfangen, was Sie wollen!"

Wie unglaublich freigebig war doch Freud mit neuen Ideen! Wie viele von seinen Schülern hat er mit solchen nicht nur befruchtet — das wäre ja selbstverständlich und durchaus legitim — sondern direkt beschenkt, d. h. er klärte sie nicht nur auf, sondern überließ ihnen aus freien Stücken und zu geistigem Eigentum, was er doch allein gefunden hatte. Wenn sonst eine gemeinsame Arbeit erscheint, etwa von Hofrat, Professor X und Dr. Y, dann

kann man darauf schwören, Professor X gab den Namen her und „stellte", wie die schöne Phrase lautet, „das Material seiner Klinik gütigst zur Verfügung". Alles andere aber, jede wirkliche Arbeit, leistete Dr. Y allein. Bei Freud war es umgekehrt. Die Idee war von ihm, auch der Scharfblick und die weiten Zusammenhänge, lediglich die oft schwächliche Ausführung verriet den andern. Wenn Freud aber wohlwollte, dann nahm er sich den Aufsatz des Schülers her und besserte ihn von Anfang bis zum Ende aus, daß von dessen Mitwirkung oft bloß die Hilfszeitworte stehen blieben. Alles andere steuerte der Professor bei, nur daß er dann obendrein seinen Namen verschwieg und das Ganze dem Kollegen als Verdienst überließ. Höchstens, wenn in der Diskussion sich ein Widerspruch erhob, verriet sich seine Mitarbeiterschaft dadurch, daß er sich mit Wärme des Befehdeten annahm.

Die schönsten Gedanken verschenkte Freud nur ganz ausnahmsweise an heimische Kollegen, höchstens noch an das Hausfaktotum Rank. Gewöhnlich wurden dazu die Vorsitzenden ausländischer

Ortsgruppen ausgewählt, die sich damit Ruf und Ansehen schafften — natürlich abgesehen von ihrer selbstverständlichen Geistesgröße. Und wieder gedenke ich des schönen Wortes: „Die Kollegialität wächst mit dem Quadrate der Entfernung.“ Freilich muß man gerechterweise zugeben, daß bei dem ablehnenden Verhalten des Professors sehr wohl noch andere Gründe mitspielten. Vor allem das überaus hämische Vorgehen der Wiener Kollegen, zumal der Fachkreise. Haben ja gerade die Wiener Neurologen ihn nicht nur nicht anerkannt, sondern direkt verhöhnt und seine Lehre als Schwindel gebrandmarkt. Selbst jene Ärzte, die keiner akademischen Karrière nachstrebten, also nicht auf jeden Windhauch von oben achtgeben mußten, hatten doch gelernt, daß die Psychoanalyse ein Humbug sei, um nicht zu sagen eine Schweinerei. Ein kritisches Nachprüfen ist aber bekanntlich der Wenigsten Sache. So begreift sich sehr wohl Freuds Widerstand gegen die Wiener Ärzte, worunter dann freilich die Unschuldigsten, vor allem die nächsten Schüler, am meisten litten. Und es läßt

sich denken, daß Freud durch Bevorzugung der Laienanalytiker den Wiener Kollegen beweisen wollte, man könne bei entsprechender Begabung ein ausgezeichneter Psychoanalytiker sein, ohne gerade die offizielle Psychiatrie und Neurologie studiert zu haben.

Ich erzählte oben, daß Freud wiederholt bedeutende Gedanken an auserlesene Schüler verschenkte. Im Gegensatz dazu sah er es nicht gern, wenn einer durchaus darauf beharrte, aus Eigenem etwas finden zu wollen. Da wurde er unwirsch, ja ärgerlich, und zwar nicht bloß, wenn einer sich völlig von ihm entfernte, wie Adler und Jung, oder sich, wie Stekel, auf Grund von eigenen kleinen Funden dem Professor gleichzustellen wagte. Auch wer stets nur mit Freuds Ideen arbeitete und sich höchstens vermaß, gelegentlich einmal einen kleinen Baustein auszutauschen oder hinzuzufügen, ward scheel angesehen.

Im günstigsten Falle hörte der Professor da schweigend zu, ohne beizupflichten, wenn wirklich ein Neues entdeckt worden war. Hatte jener aber daneben-

geschossen, so konnte dessen eigenmächtige Forschung selbst zum Bruche führen. Denn Freud war nicht bloß der Vater der Psychoanalyse, sondern auch ihr Tyrann! Dies mag miterklären, weshalb er keine richtige Schule hinterließ, so viele auch auf seinen Schultern standen und seine Ideen zur Anwendung brachten. Freilich war es auch keineswegs leicht, neben Freud zu bestehen, und am allerwenigsten, wenn er wohlwollte. Erdrückte er doch jeden durch die Wucht und Größe seiner Genialität, und von jenen, welche deren Ausstrahlungen am nächsten standen, behielt kaum einer seine Glieder heil, so wenig wie die ersten Radium- und Röntgenforscher. Neben dem Riesen konnte sich keiner wirklich behaupten und mancher, der zu schwach war, ihn bloß zu lieben, ward darum sein Feind!

Oben sprach ich von Freuds Bescheidenheit in allen wissenschaftlichen Dingen und kann nur ergänzen, er weigerte sich stets, offiziell und öffentlich den Führer zu spielen. Lediglich bei dem ersten Kongreß in Salzburg präsidierte er noch, nachdem Bleuler den ihm angetragenen

Vorsitz abgelehnt hatte. Sonst aber schob Freud stets andere vor und machte immer irgendeinen Günstling zum Präsidenten der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. Äußerlich wollte er nicht mehr sein, als lediglich Obmann einer Ortsgruppe — mindestens dem Namen nach. Denn in Wahrheit liefen doch alle Fäden in seiner festen Hand zusammen, und keiner der andern, auch nicht der internationale Präsident, hätte je gewagt, etwas zu bestimmen, ohne Freud vorher gefragt zu haben. Nicht einmal ein Aufsatz konnte in unsere Zeitschrift kommen, wenn er nicht völlig einverstanden war oder doch wenigstens nachsichtig duldete. Und selbst, als der Tod schon seine Hand nach ihm ausgestreckt hatte und Freud nicht einmal mehr die Funktion eines Obmanns der Wiener Ortsgruppe ausüben konnte, war er noch immer der Allbeherrscher, „Urvater", „Allvater", wie er auf dem Berliner psychoanalytischen Kongreß denn auch genannt wurde.

In „Massenpsychologie und Ich-Analyse" hat Freud das Gesicht des Führers

gezeichnet — nach eigenem Vorbild. So war er im Kreise der Intimen wie auf Kongressen, von allen geliebt und Eifersucht im Herzen der Jünger entzündend. Und dort, wo sich die Talente am allermeisten häuften, in der Wiener Ortsgruppe, die der Zentralsonne am nächsten stand, gab es auch immer die heftigsten Kämpfe und Eifersüchteleien, schon in den Zeiten Adlers und Stekels. Dort konnte sich auch der Sadismus Freuds am leichtesten austoben, freilich auch seine ungeheure Genialität.

In „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung" kommt Freud auch zu sprechen auf die frühesten Zusammenkünfte der kleinen Jüngerschar in seinem Hause und bemerkt dazu:

„Von übler Vorbedeutung waren nur zwei Dinge, die mich endlich dem Kreise innerlich entfremdeten. Es gelang mir nicht, unter den Mitgliedern jenes freundschaftliche Einvernehmen herzustellen, das unter Männern, welche dieselbe schwere Arbeit leisten, herrschen soll und ebensowenig, die Prioritätsstreitigkeiten zu ersticken, zu denen

unter den Bedingungen der gemeinsamen Arbeit reichlich Anlaß gegeben war."

Der zweite Punkt dünkt mich darum von geringerer Bedeutung, weil die entscheidenden, wichtigsten Entdeckungen vom Professor selbst gemacht wurden, was alle bereitwilligst anerkannten. Hingegen bestand ein gegenseitiges freundschaftliches Einvernehmen tatsächlich nicht bei allen, allein ich muß sagen: nicht ganz ohne Schuld von Sigmund Freud. Bei der unbedingten Autorität, die er von Anfang an genoß, hätte er bei entscheidender Einflußnahme die Schüler sehr gut im Zaume halten können — wäre er nicht selbst gelegentlich den anderen mit schlechtem Beispiel vorangegangen. Wie konnte er auf vornehme Freundlichkeit drängen, auf Ausschaltung jedes nicht rein sachlichen Angriffes, wenn er sich persönlich über beide Regeln, und zwar mehr als einmal, glatt hinwegsetzte! Begreiflich, daß Freud seinen Unmut, den er an den Gegnern aus gewichtigen Gründen nicht wetzen konnte, gelegentlich wider die eigenen Anhänger, gegen Schüler und

Jünger, ausbrechen ließ. Er hatte seine Launen, unberechenbare Stimmungen und, während sich die Günstlinge oft lange alles erlauben durften, konnte urplötzlich aus heiterem Himmel ein Blitz niedergehen, auch die Getreuesten arg verletzend. Ließ aber Freud dem eigenen Sadismus so die Zügel schießen, dann konnte er auch den anderen nicht wehren, „parlamentarisch" zu werden und über den Klubgenossen herzufallen.

Es muß überhaupt zur Steuer der Wahrheit ausgesprochen werden, daß Freud nicht frei von Launen war, ja, man könnte fast sagen: mitunter habe er Launen gehabt, wie ein hysterisches Frauenzimmer. Dann wurde er völlig unberechenbar. Ich will bloß zwei Beispiele anführen. Ich glaube, es war im Jahre 1908, als wir Mitglieder urplötzlich von einer Zuschrift des Vereinssekretärs Otto Rank überrascht wurden: Freud habe sich entschlossen, den Verein, der damals noch in seiner Wohnung tagte, aufzulösen, um ihn sofort wieder neu zu konstituieren. Man solle schriftlich die Erklärung abgeben, ob man dem neuen Verein beitreten

wolle. Und was war der Sinn dieses sonst ganz unverständlichen Manövers? Wie es sich in Bälde herausstellte, war es darauf abgesehen, den Dr. Kahane abzusägen, von dem der Professor ganz richtig annahm, er würde um Neuaufnahme nicht bittlich werden. Dabei ist noch besonders zu beachten, daß Freud gerade jenem scharfsinnigen, verdienstvollen und hochachtbaren Kollegen zu großem Danke verpflichtet war. Hatte doch dieser zu einer Zeit, wo es geradezu kompromittierend war, für den Professor einzutreten, sich wiederholt für ihn auf das Mannhafteste eingesetzt. Allein Dankbarkeit war Freuds Stärke nie. Kahanes Verbrechen bestand eben darin, daß er den großen Mann noch als kleinen Gymnasiasten gekannt hatte, also sozusagen noch in zerrissenen Stiefeln. In späteren Jahren, als die Vereinigung bereits im eigenen Lokale tagte, warf Freud eines Tages ohne äußeren Anlaß die Präsidentschaft urplötzlich hin und schlug statt seiner Adler vor mit Wilhelm Stekel als Stellvertreter. Als dies Interregnum einige Monate gewährt hatte, erklärte Freud

sich ganz ebenso plötzlich „auf allgemeines Verlangen“ bereit, den Vorsitz wieder zu übernehmen.

Zum Schluß will ich noch einen bezeichnenden Punkt berühren: Man weiß, wenn einer zu lange Professor gewesen ist oder gar den Hofratstitel besitzt, ist er gewöhnlich schon ein halber Idiot. Volkstümlich drückt sich dies dadurch aus, daß so ein Professor von seinen Schülern der „senex“ genannt wird, d. h. der Greis mit halbem Intellekt. Freud aber ward nie, auch nicht in den allerletzten Jahren, fast despektierlich der „senex“ genannt. Wann wäre jemand der Gedanke gekommen, daß dieses beständig gedankenspeiende Genie senil geworden! Körperlich konnte Freud wohl altern, durch Krankheit und Siechtum leiblich arg gebrochen werden, doch geistig blieb er noch immer ein Heros, der mit einem einzigen Prankenschlag einen jeden Gegner erschlagen konnte.

4. Kapitel.

Freud als Führer und Organisator.

Unter den angeborenen Künsten, die Freud stets übte, war keine der kleinsten seine organisatorische Begabung. Im ersten Kapitel habe ich erzählt, wie unbedeutend die Anfänge dieses Genies gewesen, und wie schwer es fiel, das Mindestkollegium von drei Hörern zusammenzuschleppen. Vergleicht man damit die heutige Internationale psychoanalytische Vereinigung mit ihrer Ausdehnung von den Niederlanden bis nach Kalkutta, von Baltimore bis London und Moskau, dann bekommt man Achtung vor diesem Fortschritt.

Wenn Freud nicht, wie andere grundlegende Genies, wie Robert Mayer und Ignaz Semmelweiß, verkannt, mißachtet oder gar ins Irrenhaus gesperrt wurde, sondern noch bei Lebzeiten den Triumph über seine Gegner erlebte, so dankt er dies wesentlich seiner Gabe, die Menschen

zu gewinnen und zu festen Verbänden zusammenzuschweißen. Dies war um so nötiger, als die Schwierigkeiten, die gerade er zu überwinden hatte, noch größer waren, als jene sämtlicher anderen Forscher. Ein jedes Genie mit so umstürzenden neuen Ideen muß vorerst die Trägheit und Gedankenfaulheit der Masse niederringen. Das ist sozusagen allgemeines Los, eine Selbstverständlichkeit für das Genie. Darüber hinaus fand auch Freud noch einen spezifisch psychoanalytischen Widerstand.

Es ist unglaublich, wie stark und verbreitet die Sexualscheu der Menschen ist, welche durch das Christentum in die Welt gebracht wurde. Die Völker des Orients mit ihrer uralten Kultur, die klassischen Nationen des Altertums, die Griechen und Römer, kannten jene Scheu ja überhaupt nicht. Sie waren sinnenfroh und natürlich. Erst das Christentum hat das Weib zum Gefäß der Sünde gestempelt und selbst die natürlichste Übung des Geschlechtstriebes zu einer Tat, die das Licht des Tages zu scheuen hätte. Nichts ist bezeichnender, als daß im Sprachgebrauch sexuell

und unsittlich vielfach als gleichbedeutend gelten. Nun sollte man meinen, die feinen Geister der Wissenschaft und vor allem die Ärzte, denen nichts Menschliches fremd sein dürfte, müßten sich doch von dieser verfehlten Richtung unwillig abkehren. Ja, prost Mahlzeit! Gerade die letzteren spielten sich als Führer der Sittlichkeit auf und wurden zu Muckern, fast ärger noch als die Brüder von der Theologie.

Von einem Hofrat der Psychiatrie wird folgendes artige Stückchen erzählt. Lag da an der Klinik eine Kranke mit so augenscheinlich sexualbedingter Hysterie, daß ein junger Hospitant — die Jugend ist ja so unbedacht! — sich zur Äußerung gedrängt fühlte: „Herr Hofrat, das wäre ein Objekt für die Psychoanalyse!“ Worauf ihn jener geringschätzig abfertigte: „Na, wenn Sie schweinigeln wollen, dann können Sie's ja tun!“ Dies war also die offizielle Anschauung über die neue Methode. Sie galt als wissenschaftlich verkleidete Schweinerei. Hingegen sprach man den zweiten Vorwurf, sie sei eine jüdische Erfindung und darum verwerflich,

als liberaler Mann nicht so offen aus. Man dachte es sich bloß und handelte danach.

Unter diesen Umständen war es keinem strebsamen Jüngling zu raten, sich der neuen Lehre zuzuwenden. Und dennoch fand Freud von Jahr zu Jahr stets mehr Gefolgschaft. Man drängte sich förmlich in seine Kreise und vor allem in die seiner engsten Schüler. Wie war dieses Rätsel zu erklären? Das eine war klar: die Aussicht auf Karrière war nicht entscheidend, ja in früheren Jahren nicht einmal die auf lohnende Praxis. Andre Lehrer hielten ihre Schüler durch die Hoffnung auf irgendeine von ihnen zu vergebende Pfründe, durch die Möglichkeit, sie zu Assistenten, Dozenten und Professoren zu machen. Ihre Jünger gingen zur Psychiatrie, nicht etwa, weil sie zu dieser Disziplin eine innere Berufung fühlten — ich möchte einmal das Wunderkind sehen, das diese empfindet — sondern weil man dort schon in einem halben Jahr Assistent werden konnte, während die Wartezeit auf einer internen oder chirurgischen Klinik doch immerhin 4 bis 6 Jahre währte. Nichts von all dem

kam bei Freud in Betracht. Wer diesem sich anschloß, verzichtete von vornherein auf jede akademische Laufbahn, ja selbst auf das Wohlwollen und die Beachtung seiner Kollegen. Von der Klinik fand er sich verfolgt, von den Ärzten als Scharlatan angesehen, die psychoanalytische Praxis floß, wenn überhaupt, spärlich. Da mußten wohl stärkere Magnete am Werke sein, um solch einen reinen Idealismus zu erzeugen, der auf alle Fleischtöpfe Ägyptens verzichtete, auf jeden münz- und wägbaren Vorteil.

Jene wunderbare Anziehung bot vornehmlich der ungeheure Reichtum an tiefen Gedanken, welche Freud allwöchentlich an die Schüler verschenkte, nebst allem, was er in Schriften und Vorlesungen zugänglich machte. Mit diesen Schätzen vermochte kein anderer klinischer Lehrer je zu wetteifern, drum strömte dem Meister vor allem die erkenntnishungrige Jugend zu. Fand sie doch bei ihm, was an keiner Klinik, an keiner Lehrkanzel sonst zu hören war: wirklich verstehende, innerlich schauende, mit einem Worte Tiefenpsychologie. Vor dieser schrumpfte

alles zusammen, was bisher als sogenannte Seelenkunde ausgegeben worden. Und endlich bekamen die jungen Ärzte und Neurologen etwas in die Hand, was sie bisher ganz vergeblich gesucht hatten: ein Mittel, die so ungeheuer verbreiteten Psychoneurosen auch wirklich zu heilen.

All dies erklärt aber immer noch nicht, daß Freud sich schon zu seinen Lebzeiten durchsetzen konnte, durchsetzen gegen den Widerstand der kompakten klinischen und ärztlichen Majorität. Bestenfalls hätte seine Genialität dazu gereicht, ihm nach seinem Tode, wenn er ungefährlich worden, ein Standbild in der Aula der Universität zu setzen. Wie brachte er es fertig, seinen Ruhm zu erleben — wenn auch ohne Standbild?

Dazu half ihm wieder seine große Klugheit und seine Fähigkeit, zu organisieren. Er beschränkte sich nicht auf Österreich und Deutschland oder gar auf das ihm so feindliche Wien. Galt auch schon sonst der Prophet nichts im Vaterlande, so vollends gar ein Umwälzer mit solchen Ideen wie Freud. Drum dachte er von vornherein an das Ausland. „Flectere, si

nequeo superos, Acheronta movebo" stand an der Spitze eines seiner ersten Werke. Ein Zufall kam dem Bedrängten zu Hilfe. In Zürich war nach Forels Abgang ein neuer, frischerer Geist eingezogen und Eugen Bleuler war der erste Kliniker, der die „Freudschen Mechanismen" an seiner Anstalt nachprüfte. Von da ab spannen sich bald auch persönliche Beziehungen an, die zu den psychoanalytischen Kongressen, den „Schriften zur angewandten Seelenkunde", der Gründung des „Jahrbuchs", sowie endlich zu den folgenschweren Vorlesungen Freuds und Jungs in Amerika führten. Jetzt breitete sich die Psychoanalyse immer weiter aus, ging mit Jones nach Kanada und England, mit Ferenczi nach Ungarn, fand eifrige Anhänger in Frankreich, Holland und Schweden und zwang am Ende auch die widerstrebende deutsche Klinik, sich mit ihr zu beschäftigen.

Wuchs die Mitgliederzahl der einzelnen Ortsgruppen von Jahr zu Jahr, so führte die Gründung zweier Zeitschriften („Zentralblatt für Psychoanalyse", später fortgesetzt als „Internationale Zeitschrift für

ärztliche Psychoanalyse", sowie der „Imago") und endlich des „Internationalen psychoanalytischen Verlags" immer neue Probleme in den Bereich der jungen Disziplin. Heute kann man schon sagen: Es gibt kaum noch ein Gebiet der menschlichen Kultur, das von unserer Methode nicht ungeahnt beleuchtet und befruchtet worden, weit mehr als seinerzeit vom Darwinismus.

Alle Fäden jedoch liefen schließlich immer wieder zusammen in der Hand des Meisters, der allein alles anzuordnen wußte, selbst als er körperlich schon gebrochen. Nur wer Freud in seiner Glanzzeit gekannt hatte, begriff die organisatorische Macht, die von diesem Kopfe ausging. Wie verstand er einen aufs halbe Wort, wie jeden nach seiner Art zu packen, wie wußte er den Kern jedweden Problems im Nu zu fassen, Entscheidendes in einem Satz auszusprechen! Ich erinnere mich z. B. einer kleinen Rede, die Jones als Gast in englischer Sprache als Beitrag zu unseren Diskussionen hielt. Da die Hälfte der Vereinsmitglieder kein Englisch verstand, ward einer der Kundigen, oben-

drein scharfsinniger Rechtsanwalt, damit betraut, Jones Worte den andern zu verdolmetschen. Er versuchte es auch mühselig genug, an den Sätzen und Aussprüchen des Redners klebend, sie wörtlich übersetzend, oder mit überflüssigen Zutaten versehend, jedenfalls nicht gerade vollendet. Da endlich riß dem Professor die Geduld und mit einem ärgerlichen: „Aber nein, Herr Collega! Jones meint das und das!" erklärte er in einem einzigen, bündigen Satze, was weder der Gast noch sein Übersetzer dem Publikum beizubringen vermocht hatten.

Wenn ein Jünger mit seinen Gedanken rang, den Engel des Herrn nicht bezwingen konnte, das Unausgegorene dem Meister vortrug, löste dieser oft mit einem einzigen Worte alle Zweifel, führte den halben Gedanken zu Ende, den Schüler urplötzlich in die Höhe, und auf einmal stand man verblüfft davor, wie — gescheit man gewesen. Welch tiefe Menschenkenntis bewies Freud stets, wenn er einen Neuling gewinnen wollte! Wie bezaubernd vermochte er da zu sein, ganz ähnlich einem anderen Charmeur und

argen Sadisten, nämlich Otto von Bismarck! Ich entsinne mich einer Vorlesungsstunde etwa um das Jahr 1910. Da hatte wieder einmal einer der psychoanalytischen Säuglinge auf eigene Faust den Ödipus-Komplex entdeckt und beeilte sich erkenntnisleuchtenden Auges, dies vorzubringen. Ein anderer Lehrer an Stelle Freuds hätte etwa gesagt: „Sie, lieber Herr, das ist mir seit fünfzehn Jahren bekannt und steht bereits in meiner Traumdeutung!" Doch entgegenkommend erklärte Freud: „Sehr bemerkenswert! Wirklich sehr bemerkenswert!" was den Schüler für alle Zeiten gewann. Ein anderer wieder kam zum Professor mit der Erklärung, er wolle Psychoanalyse treiben, um den Menschen zu helfen, und erhielt zu seiner Verblüffung die Antwort: „Helfen wollen Sie? Da sind Sie ja ein arger Sadist!" So rasch hatte der Professor durchschaut, daß nur, wer eigenen Sadismus unterdrückt hat, sich in späteren Jahren zum Helfen gedrängt fühlt. Und er wußte es vielleicht aus eigenem Erleben.

Ad vocem Menschenkenntnis: ich habe

nie einen Zweiten gefunden, der die Menschen so rasch und gründlich durchschaute, wie Sigmund Freud. Ein junger Kollege hatte den Professor zum Konsilium bei einem Morphinisten gebeten, der unglaublich hohe Dosen eingespritzt verlangte. Als sich die beiden Ärzte zur Besprechung zurückzogen, erklärte Freud: „Herr Kollege, die Frau ist ein Luder! Da wird sich nichts machen lassen!“ — „Aber, Herr Professor,“ protestierte der junge Arzt, „die Frau betreut ihren Mann Tag und Nacht, das beobachte ich seit vielen Wochen.“ — „Die Frau ist ein Luder!“ So blieb denn das Konsilium ergebnislos und der Kranke auf dem alten Stande. Sechs Monate später ging die Perle von einer Frau ihrem Gatten mit einem anderen Manne durch, und acht Tage darauf war der Morphinist geheilt.

Als Bleuler sich vor Jahren brieflich an den ihm persönlich noch unbekannten Freud gewandt hatte, kam eine Charakteristik des Züricher Psychiaters, welche diesen auf das höchste erstaunte. Von jedem wußte Freud gar bald und sehr genau, was er zu halten hatte, und wenn er

sich einmal ausnahmsweise in der Schätzung seiner Umgebung vergriff, so spielte da ein anderes mit: sein durch die Gehässigkeit der Wissenschaft und Umwelt gesteigertes Selbstbewußtsein, welches gierig das spärliche Lob in sich trank. So konnte es geschehen, daß er zeitweise auch Nullen gewissen Einfluß einräumte, wenn dies auch meist nicht lange währte und obendrein stets von ihm reguliert ward.

Freud war tatsächlich der geborene Führer und in seiner Wissenschaft wohl auch der einzige. Das wies sich am klarsten, als er wegen Kränklichkeit die persönliche Führung der Wiener Ortsgruppe einem Vizepräsidenten von seinen Gnaden überlassen mußte. Da er sich die Leitung der Vorstandssitzungen in seiner Privatwohnung vorbehalten hatte und von dort aus die entscheidenden Direktiven gab, schien sich äußerlich wenig geändert zu haben. Der jeweilige „Vize" füllte den Stuhl am Kopfende des Saales mit mehr oder weniger Grazie aus, gab den Rednern das Wort, den Jüngeren Belehrung oder einen Rüffel, zeigte auch

manchmal Diktator-Gelüste, kurz, er benahm sich, als wäre er wirklich der Präsident. Nur, wenn es galt, in der Wechselrede mit einem Satze zu entscheiden, in strittigen Fragen Aufklärung zu geben, aus ungeheurer Erfahrung heraus, wie aus angeborener Genialität, da versagte der Diktator gewöhnlich kläglich, und es blieb sogar als Glücksfall zu werten, wenn er die bestehende Konfusion nicht noch vermehrte.

Man kann dreist behaupten, die entscheidenden Anregungen in der psychoanalytischen Bewegung gingen sämtlich von Freud selber aus. Ich will gar nicht von den Anfängen und früheren Jahren sprechen, wo alle Grundfesten von ihm erst geschaffen, erst gebaut werden mußten. Doch auch in der späteren Zeit, etwa von 1914 ab, gab es kaum einen großen Gedanken, der nicht mittel- oder unmittelbar von ihm seinen Ausgang genommen hätte. Ich nenne als wichtigste den Narzißmus und später die gesamte Ich-Psychologie, vom unbewußten Schuldgefühl ab, seiner letzten, wahrhaft großen Entdeckung, bis zum Destruktions-

trieb und den Beziehungen zwischen Ich und Es. Wo Freud nicht so direkt beeinflussen konnte, wie in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, hat er doch oft durch längere Briefe das Denken des Empfängers entscheidend gerichtet. Und wenn ich in einem Aufsatze las, man hätte ihn verfaßt auf Grund einer mündlichen oder schriftlichen Anregung des Professors, war ich keinen Augenblick mehr im Zweifel, wessen Gedankenkind da vor mir lag. Freud hatte durch seiner Ideen Gewalt die Vorstände der Ortgruppen so in der Hand, daß sie ihre Ansichten meist willig nach der seinen modelten. Wie hat nur Bismarck einmal erklärt: „Meine Botschafter müssen auf Kommando einschwenken, wie die Unteroffiziere.“ Auch von den psychoanalytischen Feldwebeln ist mir kein einziges Beispiel bekannt, daß einer nicht so eingeschwenkt hätte. Und keiner wagte, auch nur die geringste Entscheidung von Belang ohne Freuds Zustimmung oder mindestens Duldung aus Eigenem zu treffen. Auch hier springt die Ähnlichkeit mit Bismarck wieder bildhaft ins Auge.

Ich habe schon einmal die Tatsache berührt, daß Freud es nicht gern sah, wenn einer der Schüler eigene Wege ging oder einen Gedanken selbständig verfolgte. Dann regte sich in ihm ein mindestens passiver Widerstand: es soll kein anderer außer mir Entscheidend-Neues suchen oder finden! Die traurigen Erfahrungen, welche Freud mit Jung und Adler machte, erklären da manches, wenn auch nicht alles. Freud war nicht frei von Eifersucht auf die begabtesten seiner Jünger, wenn diese auch einmal Neues fanden. Er, der Überreiche, auf dessen Schultern anerkanntermaßen alle standen, hatte eine solche Mitarbeiterschaft doch am wenigsten zu fürchten. Vielleicht hätte sie ein anderer sogar noch offen gefördert. Freud aber, der sich mit Recht bewußt war, die Fäden seiner Wissenschaft noch am besten zu lenken, wollte sie auch stets allein beherrschen, nicht immer dem Namen, wohl aber allzeit der Wirklichkeit nach. Hier hat seine Fähigkeit zur Organisation die zukünftige Schule im Keime erschlagen. Als Freud von dieser Erde schied, hinterließ er zwar

Jünger, die mit seinem Pfunde weiterwucherten, doch keine Fortbildner seiner Lehre.

Zwei Umstände waren es vornehmlich, die Freuds profunde Menschenkenntnis, sein untrügliches Urteil oft schwer beeinträchtigten, und damit auch die Früchte seiner Organisationsbegabung: sein starker Narzißmus, der laut ausgesprochene Bewunderung heischte, und das stete Bedürfnis nach Lieblingsschülern. Nun ist ja Weihrauch bekanntermaßen das verderblichste Gift und Freud, dem früher so arg Verkannten, war es nicht zu verargen, daß er ein gebührendes Lob erlechzte. Ihm genügte nicht, daß Bewunderung gezollt wurde, diese sollte vielmehr in steten, lauten Worten erfolgen. Wer seine Bewunderung nur gelegentlich aussprach oder etwa gar bloß durch Taten verriet, lief stets Gefahr, in Ungnade zu fallen. Freud gemahnte mich manchmal an jenen Jubilar, dem zu Ehren ein Festessen veranstaltet wurde. Als ein Redner nun ausführte: Den Gefeierten werde es wohl peinlich berühren, so beharrlich angestrudelt zu werden, entgegnete dieser:

„Oh, Sie ahnen gar nicht, wieviel Lob ich vertragen kann!“ Wer Freud bei seinem Narzißmus packte, der konnte ihn leicht — eine Zeitlang wenigstens — für sich einnehmen. Wer aber nicht zu schmeicheln vermochte — Freud nannte dies „Liebenswürdigkeiten sagen“ — der hatte es von vornherein verschüttet.

Ein eigenes Kapitel verdiente das Thema der Lieblingsschüler. Freud mußte stets einen solchen haben, auf den er dann alle Ehren häufte, ob dieser nun Alfred Adler hieß oder C. G. Jung oder Otto Rank. Am genauesten konnte ich dies bei Adler verfolgen. Ich weiß nicht recht, was Freud an diesem so besonders gefiel. Die psychoanalytischen Kenntnisse und Fähigkeiten sicherlich nicht. Denn als Jung zum erstenmal Wien besuchte und einer Sitzung unserer Vereinigung beiwohnte, sollte ihm sozusagen auch Alfred Adler als Paradepferd vorgeritten werden. Dieser hatte sich als Thema einen Fall von Zwangsneurose gewählt, den er auf Minderwertigkeit von Organen, auf männlichen Protest und ähnliches prüfte. In der anschließenden Wechselrede erklärte

ich sofort, die Ausführungen Adlers seien alles eher denn Psychoanalyse. Doch damals wollte es Freud noch nicht wahr haben und auch lange Zeit nachher hielt er noch an der Einbildung fest, daß Adler ein Psychoanalytiker sei.

Dies war ja typisch. Solange der Meister in einen Schüler verliebt war, blieb er nicht nur selbst blind für dessen Mängel, sondern hätte am liebsten auch alle zur gleichen Blindheit gezwungen. Erst sehr viel später, als er mit dem Günstling völlig gebrochen, erklärte er spontan, Alfred Adler habe Psychoanalyse weder je verstanden, noch betrieben.

Unterdes aber nützte dieser die Gunst des Professors aus, um seine persönliche Anhängerschaft im Verein zu mehren. Immer mehr, zumeist von Nichtärzten, aber Parteigenossen, fanden da Aufnahme und, was das Schlimmste, sie sprachen nur den eigenen, spezifisch Adlerschen Jargon, nicht als wären sie Mitglieder der Psychoanalytischen Vereinigung. Und sie redeten immerzu, taten, als wären sie die Hausherren und als gäbe es nur noch einen Meister: Alfred Adler. Bloß mit

dessen Schlagworten ward umhergeworfen, und ein Fremder hätte gar nie vermuten können, hier würden die Lehren Freuds propagiert. Als endlich Adler für sich und seine Freunde einen zweiten Konkurrenzverein gründete, ohne daß sie darum die Mitgliedschaft der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung“ aufgegeben hätten, kam die Blase zum Platzen. Offenbar im Einverständnis mit Freud ward ein Antrag gestellt und angenommen, der jene „Ambivalenz“ für unstatthaft erklärte. Adler trat mit den Seinen aus und gründete einen „Verein für freie Psychoanalyse“ also einen „lucus a non lucendo“, eine Psychoanalyse, die frei von Freud war. Erst später wurde jener wahrheitsgemäßer umgetauft in einen „Verein für Individualpsychologie“, wogegen ja nichts mehr einzuwenden war. Stand es doch nach dem Witzwort eines unserer Kollegen jedermann frei, auch Mitglied eines Tierschutzvereines zu werden. Wie sehr aber Adler und seine Schüler auf die populäre Bezeichnung „Psychoanalyse“ heute noch Wert legen, mag daraus erhellen, daß, als vor kurzem Werbemit-

teilungen in die Zeitung kamen über Adlers Erfolge in Frankreich und Amerika, stets wieder die Bezeichnung „der Psychoanalytiker“ Adler gebraucht wurde.

Auch im Falle Jung hat Freud bis zum letzten Augenklick gezögert, das Tischtuch zwischen sich und dem Liebling zu zerschneiden. Es spricht nicht minder für die innere Wahrheit der Psychoanalyse, wie für die Organisationsbegabung ihres Erfinders, daß, nachdem der Bruch vollzogen war, sich fast sämtliche Schüler in beiden Hemisphären Freud anschlossen und nicht dem Neuerer. Selbst manche von jenen, die Jung persönlich in die Psychoanalyse eingeführt hatte, wie Pfarrer Pfister, zogen es vor, der alten Fahne treu zu bleiben. Auch die Schweizer Ortsgruppe hielt an den Freudschen Traditionen fest, von allen übrigen gar nicht zu reden.

5. Kapitel.

Freud und die Klinik.

Motto:

„Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt
Und sie durch Liebe macht zu seiner eignen.
Denn groß zu sein, ist wenigen gegönnt,
Und wer dem fremden Wert die Brust verschließt,
Der lebt in einem öden Selbst allein,
Ein Darbender — wohl etwa ein Gemeiner."

Grillparzer.

Wohl selten ward einem Genius der Wissenschaft so übel mitgespielt wie Sigmund Freud. Auf einem Bankett zu seinen Ehren habe ich vor Jahren den Ausspruch getan: „Wenn in der Medizin eine neue Lehre auftaucht, die nicht gerade ein Kliniker zeugte, durchläuft sie, falls sie sich schließlich doch durchringt, dreierlei Stadien. Im ersten, gefährlichsten, wird sie totgeschwiegen; im zweiten versucht man sie totzuschimpfen; gelingt es ihr aber trotz aller Anfeindung, sich durchzusetzen, dann entdeckt eines Tages ein gelehrter Forscher, daß sie im Grunde

nichts Neues besage, sondern daß schon Hippokrates, der ja bekanntlich alles wußte, auch diese Lehre mindestens ahnte. Freuds Funde sind ein Jahrzehnt so gut wie totgeschwiegen worden. Im Stadium des Totgeschimpftwerdens befinden sie sich jetzt noch. Ich aber hoffe, noch persönlich zu erleben, daß man sie als selbstverständlich anspricht und schon den Griechen und Römern bekannt."

Was ich im Jahre 1903 so ausgesprochen habe, ist seitdem beinahe Wirklichkeit geworden. Von den klinischen Irrenärzten fand nur ein einziger, Eugen Bleuler, eine Zeitlang den Mut, sich offen für Freud und seine Lehren zu erklären, ja dies sogar — horribile dictu — drucken zu lassen. Zwei Jahre später fand er, der Entdecker der „Ambivalenz", den Weg dann freilich zur offiziellen Psychiatrie zurück und erklärte auf dem Kongreß zu Breslau in seiner „Kritik der Freudschen Theorie"[1]: „Meine frühere Besprechung hat mehr das Positive herausgehoben. Diese Arbeit bringt eine Ergänzung dazu, muß also ‚naturgemäß'

[1]) Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie, Band 70, S. 665.

das Negative stärker betonen.“ Und zwar geschah dies, obwohl er als ehrlicher Mann bekannte, er habe „keinen Grund, von dem, was er zwei Jahre zuvor angenommen, auch nur Kleinigkeiten zu modifizieren“. Wie sagt nur Schmock in Freytags „Journalisten“? „Ich habe geschrieben links und rechts, ich kann schreiben nach jeder Richtung.“ Heute hätte er zweifellos behauptet, er sei eben ambivalent eingestellt. Auch Bleulers Schüler, C. G. Jung, auf den ich noch später zurückkommen werde, ist einen ähnlichen Weg gegangen. In neuester Zeit beginnt die akademische Psychiatrie nicht etwa offiziell, wohl aber auf perinealen Lymphbahnen die Lehren Freuds in sich einzusaugen. Man hat sie heimlich bereits akzeptiert, doch grüßt man sich noch nicht unter den Linden.

Im allgemeinen ist man ja an der Klinik keiner neuen Lehre grün, sofern sie nicht von einem Gottsöbersten selbst oder einem seiner anerkannten Schüler geoffenbart wird. Gewöhnlich schreckt die Maßgebenden am homo novus ab: „Der Mann denkt zuviel. Derartige Leute sind gefähr-

lich." Darum ist jedem, der eine akademische Laufbahn anstrebt, dringend zu raten: „Hüte dich vor allzuviel Geist und Begabung!" Und vollends, wer über Genie verfügt, muß dies auf das Allersorgfältigste hehlen. Denn das ist etwas, was der regierende Hofrat meist selbst nicht besitzt. Und wohin käme der Universitätsbetrieb, wenn nur lauter Genies berufen würden, am Ende gar solche, die nicht 18 christliche Ahnen besitzen, von Vaters, wie von Mutters Seite.

Gegen diese Grundsätze der akademischen Hierarchie hat Freud in schwerster Weise gefrevelt. Als einmal vor Jahren ein böser Angriff auf ihn erfolgte, gab ich zur Antwort: „Sie gehen von einer falschen Voraussetzung aus. Freud ist gar kein Professor, Freud ist ein Genie! Einen Professor kann man aus jedem halbwegs intelligenten Menschen machen, der sich ein paar Jahre an der Klinik herumtreibt. Und wenn er vollends die Taufe nimmt, kann es gar nicht fehlen, er muß es zu Amt und Würden bringen. Zum Genie hingegen wird man geboren, und zwar erfolgt die Geburt eines solchen

nicht allzu häufig. Professor kann man werden, Genie muß man sein!"

Nehme man nun einmal den Kasus Freud. In seinen Anfängen benahm er sich noch halbwegs wissenschaftlich und ganz manierlich. Seine Dozentur z. B. bekam er noch für eine Art von Schularbeit. Dann aber beging er die unglaubliche Torheit, eine Reihe grundlegender Dinge zu finden. Und nicht genug daran, er ließ nicht locker, schuf Jahr für Jahr etwas Neues, Unerhörtes dazu. Es ist hier nicht der Ort, seine wissenschaftliche Leistung auszuschöpfen. Doch, um nur einiges anzuführen, hat Freud uns das Wesen der Psychoneurosen verstehen und last not least auch heilen gelehrt, die Irrenkunde, die doch gar nicht sein eigentliches Arbeitsfeld war, in außerordentlicher Weise befruchtet, zum erstenmal den Mechanismus der Dementia praecox, der Paranoia und paranoiden Zustände, der Melancholie, Manie und des zirkulären Irreseins aufgezeigt, eine neue Psychologie geschaffen: die Lehre vom verdrängten Unbewußten, und damit anregend, ja vielfach entscheidend für zahl-

lose Geisteswissenschaften gewirkt, die Träume als erster wirklich erforscht und bis zum letzten ausgedeutet — und das alles, ohne eigentlich behördlich autorisiert zu sein. Wie konnte ein so gescheiter Mensch nur derart unverantwortlich handeln!

Damit aber stehen wir vor dem Grundirrtum Freuds: Er hat zeitlebens die Hoffnung genährt, sich die Klinik zu erobern, und darüber vergessen, daß dies für Leute seines Schlages ganz unmöglich ist. Demokritos sagte einmal, seit Pythagoras, nachdem er seinen berühmten Lehrsatz gefunden, den Göttern eine Hekatombe opferte, zitterten alle Ochsen, sobald eine neue Wahrheit gefunden werde. Und jetzt kam ein Genie und entdeckte alljährlich neue Wahrheiten. Mußten sich da nicht alle bescheidenen Talente in ihrem berechtigten Daseinsbedürfnis aufs schwerste bedrängt fühlen? Wohin käme man da, wenn jedes hergelaufene Genie sich erkühnen dürfte, alles umzustürzen, was man so mühsam mit dem Sitzteil erlernt hat!

Drum sei es zur Warnung für jeden Strebsamen ausgesprochen: Die Klinik

läßt sich nicht erobern, in die Klinik muß man hineingeboren werden! Ein boshafter Kopf hat einmal behauptet: „An der medizinischen Fakultät vererbt sich die Genialität vom Vater auf den Sohn, an der philosophischen vom Hofrat auf den Schwiegersohn.“ Das ist, so allgemein dargestellt, natürlich nicht zutreffend. Lehrt doch die alltägliche Erfahrung, daß es auch an der medizinischen Fakultät noch Schwiegersöhne gibt, ferner Schwäger und andere Verwandtschaftsgrade erblicher Begabung. Man kann also objektiv nur behaupten: Die Vererbungswege des Genies sind zur Stunde noch recht dunkel, jedoch — das eine steht heute schon fest — ausschließlich auf Professorenkreise beschränkt.

Nun wieder zurück zu unserem Falle. Warum war Freud nicht der Sohn eines Hofrats, warum stammte er nicht aus einer altösterreichischen und selbstverständlich arischen Beamtenfamilie? Warum hat er nicht zumindest als Schwiegersohn in eine Professur hineingeheiratet? Wie leicht und mühelos, ohne jeden Aufwand überflüssiger Begabung hätte sich

sein Aufstieg da vollzogen! Statt dessen beging er die Unvorsichtigkeit, als Jude auf die Welt zu kommen und obendrein noch so viel Genie mitzubringen, daß füglich eine ganze Fakultät damit hätte ausgestattet werden können.

Und dann setzte er seiner Verstiegenheit die Krone auf und begann, sich mit der Sexualität zu befassen, was ebenso unchristlich wie unwissenschaftlich ist. Gibt es denn überhaupt etwas wie einen Geschlechtstrieb? Ich meine natürlich damit nicht jene sozusagen anständige Abart, die zur Mehrung des Menschengeschlechtes nun einmal schlechterdings nicht zu entbehren, den — hier sträubt sich meine Feder bereits — Fortpflanzungstrieb, der in seinen Auswirkungen ja auch Kirche und Staat in Nahrung setzt, sondern pur et simple den Geschlechtstrieb, seine Folgen und Begleiterscheinungen. Und dann deckte Freud die Tatsache auf, daß die Psychoneurosen ausnahmslos und durch die Bank auf verdrängten geschlechtlichen Regungen fußen, ja, daß solche sexuelle Momente auch bei den Geisteskrankheiten eine ungeheure Rolle spielen.

Das mußte dem Faß den Boden ausschlagen! Denn wie hat ein anderer genialer Jude, Heinrich Heine, einmal gespöttelt:

„Die Liebe muß sein platonisch,
Der dürre Hofrat sprach."

Und es gibt bekanntlich auf Erden nichts Keuscheres, nichts sittlich Vollkommeneres als einen Hofrat der Psychiatrie. Man begreift das Schicksal, welches notwendig Freud treffen mußte, als er in der Wiener neurologischen Gesellschaft zum ersten Male jene Lehrsätze vortrug: Es bildete sich ein luftleerer Raum um ihn, der so tollkühn gewesen, am Schlafe der Welt gerüttelt zu haben. Und hatten die Psychiater nicht eigentlich recht, wenn sie solche Anschauungen als „jüdisch-sexuelles Irresein" brandmarkten?

Man kann sich das weitere Los des Genies unschwer vorstellen. Zehn Jahre stand Freud ganz allein, wenn man von der kleinen Schülergemeinde absieht, die sich allmählich um ihn zu sammeln begann. Seine Schriften wurden von der Fachpresse einfach totgeschwiegen oder

höchstens einmal von der Höhe akademischen Wissens herab höhnisch abgefertigt. Du lieber Gott, ein Privatdozent mit neuen Anschauungen, denen die maßgebenden Persönlichkeiten alles eher als wohlwollend gegenüberstanden! War es doch lange Zeit der sicherste und bequemste Weg zur Professur, ein Buch gegen Freud und seine Lehre zu schreiben, auch wenn man diese kaum noch kannte. Wozu sich auch die Mühe geben, den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen, man hatte ja an der Fachliteratur und von den Bonzen genug Absprechendes über Freud gehört! Und besonders Gewissenhafte blätterten vielleicht noch ein bißchen in der ältesten Schrift, den „Studien zur Theorie der Hysterie" von Breuer und Freud, obwohl dieselben schon längst als völlig überholt vom Meister selbst bezeichnet worden waren. Wenn so ein moderner Don Quichote gegen ein verlassenes Bauwerk mit seinem ganzen Schulwissen angerannt kam, dann fühlte er sich Freud und allen Analytikern weit überlegen.

Indessen zog der Ruhm des Meisters immer weitere Kreise, wurde von Tag zu

Tag internationaler und ließ sich schließlich nicht mehr übersehen. Zumal nach dem Weltkrieg wurde Wien das Mekka für ausländische Ärzte, man pilgerte zu Freud, wie man einst zu Goethe nach Weimar zog. In England und Amerika wurde Freud der populärste Mann, trotz König Georg, Lloyd George und dem jeweiligen Präsidenten der Vereinigten Staaten. Und wenn so ein amerikanischer Doktor den Boden von Wien betrat, war seine erste Frage: „Wo ist die Klinik Freud?" Daß es etwas wie eine Klinik Wagner gäbe, davon hatte er jenseits des großen Heringsteiches nie etwas gehört. Bedenklich, sehr bedenklich für die Schulmedizin!

Doch der Herr verläßt die Seinen nicht, und plötzlich ereignete sich ein Wunder. Freilich kein solches, wie es in Heiligen- und Legendenbüchern zu lesen ist, aber immerhin ein Wunder. Von jeher hatte es nämlich in Wien zwei Lehrkanzeln für Psychiatrie gegeben, wie für Chirurgie und interne Medizin. Aber eines Tages — das Wunder hatte sich durch keinerlei Vorzeichen angekündigt, die Tiere waren

nicht unruhig geworden, auch die Sonne hatte sich nicht verfinstert — allein plötzlich war die zweite Lehrkanzel von der Erdoberfläche glatt verschwunden. Ich bitte, das ist kein Märchen, sondern ein wirkliches und wahrhaftiges Wunder, geschehen im zwanzigsten Jahrhundert nach Christi Geburt. Daß damit für die erste psychiatrische Klinik ein Monopol entstand, ihr Vorstand jeder möglichen unliebsamen Konkurrenz eines überragenden Genies enthoben wurde, Verfügung bekam über alle zu ernennenden Assistenten, Dozenten und Professoren, sowie über die von der Neurologie abhängenden Pfründen, war eine zwar unerwartete, aber nicht zu unterschätzende Folge jenes Wunders.

Noch mehr, dieses Wunder setzte ihn instand, großmütig zu sein. Man will doch schließlich nicht vor der Nachwelt als eine Art Beckmesser dastehen, der das Genie aus Leibeskräften unterdrückt hat. Darum schlug man vor, Freud zu seiner bisherigen Privatdozentur noch den Titel eines ordentlichen österreichischen Universitätsprofessors zu verleihen. Doch wohlgemerkt, natürlich nur den Titel.

Und so stand unversehens in der amtlichen Wiener Zeitung zu lesen, daß der Bundespräsident den Privatdozenten Dr. Sigmund Freud zum ordentlichen Titularprofessor ernannt habe. Dies war doch ein Zeichen klinischer Großmut und außerdem auch so ungefährlich! Der Staat bezahlte dem Privatdozenten nicht einen Groschen, und der bloße Titel berechtigte natürlich nicht zur Führung einer Klinik, einer wirklichen Lehrkanzel. So war alles in schönster Ordnung. Die Republik Österreich brauchte sich nicht in Unkosten zu stürzen, der Hofrat behielt sein Monopol, und das Genie bekam einen leeren Titel[1]).

---

[1]) Freuds 70. Geburtstag wurde von aller Welt gefeiert — mit Ausnahme des österreichischen Unterrichtsministeriums und der Wiener Universität. Dafür aber ernannte ihn die Wiener sozialistische Stadtgemeinde zum Bürger — nicht etwa gar zum Ehrenbürger —, eine Schätzung, die freilich um die gleiche Zeit herum ganz ebenso zuteil wurde einem Gehilfen-Obmann, einem Chormeister und einem gleichfalls 70 Jahre alt gewordenen Rechtsanwalt. Man sieht, auch die Stadt, an deren Ruhm er so gewaltigen Anteil hatte, wußte ihren großen Sohn zu ehren.

Auch dieses Schicksal ist nicht ganz neu. Da Grillparzer nach 24jähriger Dienstzeit als Archivdirektor pensioniert wurde, bekam er zu seinem nicht eben üppigen Ruhegehalt noch den Hofratstitel. Damals schrieb der Griesgram von Dichter das Epigramm:

„Die Titel meiner Werke
Hat man mir redlich bezahlt;
Man gab mir Titel für Titel
— Als hätten sie keinen Gehalt!"

Ganz freilich stimmt die Analogie doch nicht. Es fehlte noch die Ernennung Freuds zum österreichischen Hofrat. Diese ärgste Degradierung, diese letzte, echt österreichische Schmach blieb dem Genie denn doch erspart!

Allein der Edelmut der Klinik war mit jenem Entgegenkommen noch immer nicht erschöpft. Es ließen sich — man denke — zwei klinische Assistenten der Psychiatrie in die „Wiener psychoanalytische Vereinigung" aufnehmen, nicht etwa um daselbst die Psychoanalyse erst zu erlernen — mein Gott, wann hätte ein klinischer Assistent solches überhaupt nötig! — sondern, ja, wie soll ich das

nur umschreiben? Kurz, sie wurden Mitglieder der Gesellschaft, und einer von ihnen hielt später sogar Vorlesungen über Psychoanalyse — selbstredend an der Klinik.

Ein feiner Schachzug, wahrhaftig würdig der Klugheit des Vatikans! Nachdem man nun einmal die Psychoanalyse nicht gut mehr ignorieren konnte, suchte man sie herabzudrücken zum Range einer bloßen Hilfswissenschaft oder Heilmethode, etwa wie die Lumbalpunktion oder die Hypnose. Und man konnte dann hinweisen: An der Klinik wird nicht nur die Psychoanalyse gelehrt, sondern noch obendrein alle andern psychotherapeutischen Methoden, ja die gesamte Neurologie und Psychiatrie! Um wieviel höher stand demnach die allumfassende Klinik, als die schäbige psychoanalytische Vereinigung mit ihrem kleinen, abgegrenzten Arbeitsgebiet! Daß die Psychoanalyse keine propädeutische Hilfswissenschaft ist, wie etwa die Perkussion und Auskultation, die man so nebenbei in einem Kurse rasch erlernt, sondern eine sämtliche Psychoneurosen, d. h. den Hauptteil der neuro-

logischen Praxis überhaupt erst erklärende und heilende Lehre; daß sie ferner soeben im Begriff steht, das Verjüngungsmittel zu werden für die arteriosklerotisch verkalkte Psychiatrie, übersah man geflissentlich, um seinen Gegner nicht allzu groß erscheinen zu lassen. Mich erinnert dies lebhaft an die bekannte Schnurre von Herrn Maier. Dieser brüstete sich einmal: „Alle Dichter sind des Lobes voll und rühmen und preisen die Herrlichkeit des Mai. Wie schön und herrlich muß da erst ein Mai-er sein!“ Wenn die Psychoanalyse schon so großartig ist, wie erst die Klinik, welche nicht nur die Psychoanalyse beherrscht — allerdings ein lucus a non lucendo — sondern obendrein alles andere auch!

Nachdem ich Jupiter abgetan, geziemt sich ein Wort über die Dii minorum gentium. Hatte sich da in Wien noch etwas wie eine zweite psychoanalytische Gesellschaft gebildet — ich meine da weder die Adler-Platte noch die um Stekel — geleitet von einem außerordentlichen Professor und ehemaligen Assistenten der Psychiatrie. Diese suchte Annäherung

und Fühlungnahme mit dem Freudschen Kreise und war dann natürlich baß entrüstet, daß man in die liebreich dargebotene Hand nicht begeistert einschlug. Freilich hatten die Macher derselben und noch vielmehr ihre Gesinnungsgenossen jahrelang Freud und seine Schüler verhöhnt. Jetzt aber war man großmütig bereit, alles Unrecht zu vergessen, das man den andern angetan hatte, und sich zu einer Friedenspfeife mit den vorher so Beschimpften zusammenzusetzen. Wie beschränkt aber zeigten sich wieder einmal die Psychoanalytiker, die von der so dargebotenen Freundschaft nichts wissen wollten! Ja, kannten sie denn nicht das Nestroysche Wort: „Es ist so edel, wenn man seine Hand einem Menschen in die Hand legt, dem man sie von rechtswegen ins Gesicht legen sollte?“

Da waren die Schweizer doch ganz andre Kerle! Wie Bleuler sich ohne neue Erfahrung allmählich von der Bewunderung Freuds zur offiziellen Psychiatrie zurückgemausert hatte, ward schon oben besprochen. Noch drastischer waren die „Wandlungen der Libido“ bei C. G. Jung,

seinem Schüler und Assistenten. In seiner edlen Siegfriedgestalt, welche sicher einen vortrefflichen Hauptdarsteller jedes Nibelungenfilms abgegeben hätte, war er eine Zeitlang das enfant gâté der Psychoanalyse, der reinste Götter- und Menschenliebling. Freud war bereit, ihm alle möglichen großen Eigenschaften ohne Bewährung und unbesehen zuzuerkennen, machte ihn zum Präsidenten der „Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung" und wähnte durch ihn schon die Klinik erobert. Allein er hatte nicht mit dessen christlichem Erbgut gerechnet.

Jung war ja als Pastorssohn mit arischem Geblüt von Haus aus infiziert und im Grunde seines Herzens alles eher denn ein Philosemit. Jetzt aber trat ihm das Judentum in seiner genialsten Verkörperung und jüdische Wissenschaft strahlend entgegen. War es ein Wunder, daß er anfangs wie geblendet war mit der Empfindung, nie vor dem Antlitz eines größeren Genies gestanden zu haben? Allein seine Abstammung verleugnete sich nicht. Eines Tages setzte er sich hin und machte monatelang gelehrte Studien, deren Ergeb-

nis war, daß er auf dem Umweg über den Mithraskult zu dem ihm gemäßeren Ur-Christentum zurückfand. Praktisch äußerte sich dies darin, daß er als christlicher Prophet die Libido ihres sexuellen Charakters völlig entkleidete und zu einer bloß seelischen Energie herunterdrückte. Das war sozusagen die Entgiftung der Freudschen Lehre, ihre Verchristlichung und völlige Reinwaschung. Da aber der Meister diese Desexualisierung seiner Lehre, welche ihr geradezu das Ureigenste ausbrach, füglich doch nicht mitmachen konnte, sah er sich schweren Herzens genötigt, das Tischtuch zwischen sich und der Klinik zu zerschneiden.

Fassen wir das bisher Besprochene zusammen, so möchte ich wiederholen: es ist noch selten einem derart schöpferischen Genie, einer solcher Jahrhundertpflanze gegenüber soviel Perfidie, soviel Niedertracht geleistet worden, ganz offen und noch mehr versteckt und heimtückisch, als gegen Freud. Daß er sich trotzdem durchgesetzt hat, und zwar noch bei Lebzeiten, dankt er neben seinen wissenschaftlichen Großtaten vornehmlich einer

eminenten Klugheit, welche sich rechtzeitig an das Ausland wandte. Dieses erzwang ihm dann schließlich selbst im Vaterlande eine wenn auch widerstrebend gegebene und möglichst gehemmte Anerkennung.

6. Kapitel.

Freud auf den psychoanalytischen Kongressen.

Das Charakterbild Freuds wäre unvollständig, zöge man nicht die Rolle in Betracht, welche er auf den psychoanalytischen Kongressen zu spielen berufen war. Ich möchte von diesen vier hervorheben, die mir in besonders lebhafter Erinnerung blieben: den ersten in Salzburg, die beiden Kampfkongresse in Nürnberg und München, sowie endlich den letzten, dem der Professor noch persönlich beiwohnte, den Berliner im Jahre 1922.

Jedem Teilnehmer wohl unvergeßlich war die erste Zusammenkunft in Salzburg. Nicht darum etwa, weil die ganze Kerntruppe, der gesamte Generalstab der Psychoanalyse damals an einem Punkt versammelt war, nebst beinahe allen Wiener Schülern von Klinikern Jung, Bleuler und Otto Groß, ferner Abraham und Ferenczi, Jones und Brill. Allein den

mächtigsten Eindruck übte der Gehalt der wissenschaftlichen Vorträge. Deren waren nicht viele, sie konnten an einem einzigen Vormittag erledigt werden. Doch ich habe auf keinem zweiten Kongresse so viel inhaltsreiche Reden vernommen. Hohl und nichtig, unbedeutend oder bloßer Schwatz war nicht ein einziger; die meisten aber ragten durch einen besonderen Weitblick hervor. So vor allem jener des Professors selbst über Zwangsneurose.

Vor dem Kongresse hatte Freud seine Wiener Garde gebeten, ihn, ehe er gesprochen, möglichst wenig zu stören. Mit gutem Grunde. Galt es doch, „heut zu rühren des Königs steinern Herz", mit anderen Worten, die Schweizer zu gewinnen, vor allem den ambivalenten Bleuler. Und dann sprach der Professor zunächst die kurze halbe Stunde, die als Redezeit für alle festgesetzt worden. Hierauf unterbrach er sich mit einer Anfrage an das Plenum, ob er in Anbetracht dessen, was er noch zu sagen hätte, weiterreden dürfe. Und als man ihm dies jubelnd bewilligte, sprach er noch 5/4 Stunden

weiter, also insgesamt $1^3/_4$ Stunden, wie er es von den Samstag-Vorlesungen her gewohnt war. Und wie trug er vor! Ich sehe es heute noch deutlich vor mir, was für große Augen die Schweizer machten. Das war nicht der übliche Professorenvortrag, der im wesentlichen kaum etwas Anderes sagt, als ohnehin schon im Lehrbuch steht. Hier aber begannen sie den ganzen Zauber der Freudschen Beredsamkeit zu spüren. Sorgsam hatte der Professor diesmal zu seinen Zwecken die Masse der Gesichte gebändigt. An anderer Stelle erzählte ich schon, welche Überfülle neuer und kaum zu überwältigender Gedanken er im Wiener Verein über das gleiche Thema ausgegossen hatte — die Hörer damit beinahe erstickend. In Salzburg jedoch war alles maßvoll verdichtend gegliedert, die vielen Erkenntnisse eingeschränkt auf das geringe Fassungsvermögen seiner Jünger und doch immer gedankenschwer bis in die Hilfszeitworte hinein. Jedermann fühlte, daß jetzt ein Genie sich geoffenbart hatte, und als es geendet, klatschten spontan alle Hände Beifall. Unter diesem Eindruck

gebrauchte selbst Bleuler nicht lange darauf die bezeichnende Wendung: „Unser aller Meister, Professor Freud."

Und es kam die Zeit der heißen Liebe für C. G. Jung. Auf dem zweiten Kongresse, der in Nürnberg stattfand, erlebten die Wiener eine furchtbare Überraschung. Ohne sich vorher auch nur zu verständigen, hatte Freud mit Ferenczi einen Antrag vereinbart, der im Falle seiner Annahme alle Macht den Schweizern in die Hände gespielt hätte. Die Führung der Bewegung sollte von Wien auf Zürich übergehen, dort eine Zensurstelle für sämtliche analytischen Artikel errichtet werden und endlich Jung zum ständigen Präsidenten vorgeschlagen werden. Also eine vollständige Depossedierung und Nichtbeachtung der Wiener Schule zugunsten Jungs — damals gab es noch nicht einmal eine Schweizer Ortsgruppe — dem trotz seiner erst geringen Erfahrung in psychoanalyticis Freud doch die ganze Zukunft seiner Lehre anheimgeben wollte.

In „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung" hat er diesen Schritt

so motivieren wollen: „Ich gedachte, die psychoanalytische Bewegung zu organisieren, ihren Mittelpunkt nach Zürich zu verlegen und ihr ein Oberhaupt zu geben, welches ihre Zukunft in acht nehmen sollte. Ich urteilte, daß der Zusammenhang mit Wien keine Empfehlung, sondern ein Hemmnis für die junge Bewegung sei. Ein Ort wie Zürich, im Herzen von Europa, an welchem der akademische Lehrer sein Institut der Psychoanalyse geöffnet hatte, erschien mir weit aussichtsvoller. Ich nahm ferner an, ein zweites Hindernis sei meine Person, deren Schätzung allzusehr durch der Parteien Gunst und Haß verwirrt wurde. Ich wollte also mich ebenso in den Hintergrund rücken, wie die Stadt, von der die Psychoanalyse ausgegangen war. Auch war ich nicht mehr jugendlich, sah einen langen Weg vor mir und empfand es als drückend, daß mir in so späten Jahren die Verpflichtung, Führer zu sein, zugefallen war. Ein Oberhaupt, meinte ich, müsse es aber geben. Ich wußte zu genau, welche Irrtümer auf jeden lauerten, der die Beschäftigung mit der Analyse unternahm,

und hoffte, man könne viele derselben ersparen, wenn man eine Autorität aufrichtete, die zur Unterweisung und Abmahnung bereit sei. Eine solche Autorität war zunächst mir zugefallen, infolge des uneinbringlichen Vorsprunges meiner etwa 15jährigen Erfahrung. Es lag mir also daran, diese Autorität auf einen jüngeren Mann zu übertragen, der nach meinem Ausscheiden wie selbstverständlich mein Ersatz werden sollte. Dies konnte nur C. G. Jung sein, denn Bleuler war mein Altersgenosse; für Jung sprachen aber seine hervorragende Begabung, die Beiträge zur Analyse, die er bereits geleistet hatte, seine unabhängige Stellung und der Eindruck sicherer Energie, den sein Wesen machte. Er schien überdies bereit, in freundschaftliche Beziehungen zu mir zu treten und *mir zuliebe Rassenvorurteile aufzugeben, die er sich bis dahin gestattet hatte*[1]. Ich ahnte damals nicht, daß diese Wahl trotz aller aufgezählten Vorzüge eine sehr unglückliche war, daß sie eine Person getroffen hatte, welche, *unfähig, die Autori-*

[1]) Von mir gesperrt. D. Verf.

tät eines andern zu ertragen[1]), noch weniger geeignet war, selbst eine Autorität zu bilden, und deren Energie in der rücksichtslosen Verfolgung der eigenen Interessen aufging."

Die Gründe, welche der Professor hier vorgibt, sind keineswegs die letzten, zum Teil sind sie einfach nachträgliche Rationalisierungen. Man wird dies erkennen, wenn ich die weiteren Schicksale des Antrags Freud-Ferenczi erzähle. Als dieser gestellt worden, gab es bei den Wienern einen mächtigen Aufruhr, eine förmliche Palastrevolution, wie sie Freud wohl kaum erwartet oder befürchtet hatte. Je nach der Gemütsanlage des Einzelnen war es bald verbissene Wut, bald gekränkter Ehrgeiz, bald temperamentvolle Empörung, die alle durchtobte und jenem Antrag aufs heftigste opponieren ließ. Da die Wiener Gruppe nicht bloß die zahlreichste, sondern überhaupt damals die einzige zusammengefaßte war, erschien es ausgeschlossen, sie zu überstimmen, falls sie einig blieb.

Vergebens suchte uns Freud zu über-

---

1) Von mir gesperrt. D. Verf.

zeugen: „Sie sind ja alle den andern um zehn Jahre an praktischer Erfahrung voraus (dies war das Bonbon, um uns zu gewinnen, und in widerwilliger Erkenntnis gegeben). Allein solange die Psychoanalyse ihr Zentrum in Wien hat, wird sie stets als jüdische Wissenschaft gelten und sich niemals die Klinik erobern können." Doch die Wiener blieben fest, und so mußte sich Freud zu einem Nachgeben bequemen, das allen Bedenken Rechnung trug. Es ist nicht zutreffend, wenn er in „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung" resumierte: „Die Wiener ‚fügten' sich dann, nachdem sie durchgesetzt hatten, daß nicht Zürich zum Sitz der Vereinigung erhoben wurde, sondern der Wohnort des jeweiligen auf zwei Jahre gewählten Präsidenten." Hätte Freud nichts anderes beantragen lassen, als Jung für zwei Jahre zum Präsidenten wählen zu wollen, dann hätte es überhaupt keinen Widerstand gegeben. Nur dessen lebenslängliche Präsidentenschaft, sein ewiges Zensurrecht, die dauernde Übersiedlung der Leitung nach Zürich hat jenen Sturm des Unwillens erregt. In all diesen Punk-

ten hat Freud sich „gefügt" und nicht die Wiener[1]). Wie sich nach ein paar Jahren erwies, hat der Widerstand dieser die Lehre vor größtem Schaden bewahrt.

Die Gründe, die Freud zu seinem Vorgehen bewogen, lagen weit tiefer, als er eingestehen mochte. Ihm war schon vor dem Nürnberger Kongreß recht mies geworden vor den Wiener Schülern und dem Übermaß von Begabung, das sich bei ihnen angehäuft hatte. Er sprach es einmal geradezu aus: „Mit den Talenten, die sich in Wien konzentrierten, könnte man ein Dutzend Ortsgruppen ausstatten." Und daß jene Schüler sich öfter aneinanderrieben, zumal auch der Meister gelegentlich mit einer Husarenattacke das Vorbild gab, war nicht weiter verwunderlich. Statt aber mäßigend einzugreifen, was bei seiner Autorität sehr wohl möglich gewesen wäre, hatte Freud schon vor Nürnberg in einem Anfall von übler Laune das Präsidium hingeworfen und Adler und Stekel als Statthalter bestellt. Bei Jung,

[1]) Die Darstellung Freuds über die Vorgänge am Nürnberger Kongreß ist ebensowenig einwandfrei, als die von Stekel.

den er liebte, hoffte er leichteres Spiel zu haben. War es dem Bismarck der Psychoanalyse doch mehr um die wirkliche Macht zu tun, als den Schein derselben. Endlich redete er sich damals auch ein, wenn die Psychoanalyse nur verchristlicht wäre, würde man ihr den jüdischen Ursprung gewiß verzeihen.

Wie sehr sich Freud in Jung getäuscht, in dessen Fähigkeit, „Rassenvorurteile aufzugeben“, wie in seiner Fügsamkeit gegen den Meister, ward immer klarer, als jener mit seiner eigenen Libidotheorie in die Öffentlichkeit trat und die jüdische Sexualität aus der Neurosenlehre ausmerzen wollte. Freud, der sich lange Zeit heftig gesträubt hatte, des Lieblingsschülers Abfall einzusehen, war schließlich genötigt, zwischen ihm und sich das Tischtuch zu zerschneiden, wollte er nicht die Zukunft der Psychoanalyse für immer gefährden. Auf dem Münchner Kongreß entschloß er sich endlich, das erlösende Trennungswort auszusprechen: „Das ist Eure Lehre, nicht mehr meine Lehre!“ Mit dem Meister gingen fast sämtliche Ortsgruppen, Jung aber blieben nur

wenige Schweizer. Ihnen hat die Psychoanalyse wahrhaftig keine neue Blüte zu danken. Die Folge lehrte, wie unfruchtbar sich die Jungschen Abänderungen erwiesen, während die psychoanalytische Forschung unter Führung Freuds ihren Siegeslauf fortsetzte.

Noch eines weiteren Kongresses will ich kurz gedenken, der Zusammenkunft in Berlin im September 1922, da Freud zum letztenmal im Kreise all der Seinen sprach. Man hatte für ihn dem Redner gegenüber einen Sessel hingestellt, um so auch äußerlich zu dokumentieren, daß er eine Klasse für sich bilde. Auf jenem sitzend, folgte er unermüdlich drei Tage lang den wirklich nicht immer spannenden Vorträgen. Für einen 66jährigen, der, wie sich bald zeigte, auch nicht mehr gesund war, selbst rein physisch genommen, eine erstaunliche Leistung. Viel bemerkt wurde, daß Freud, der hier nicht rauchen durfte, beim Lauschen den Finger ludelnd im Munde hielt, so wieder zur oralen Erotik des Säuglings zurückkehrend. „Und die Großen fürchten nicht, ihre Dürftigkeit zu zeigen.“ Wie Freud dann in seinem

eigenen Vortrag über Bewußtes und Unbewußtes die Hörer entzückte und vor allem die Bedeutung des unbewußten Schuldgefühls in die Menge warf, habe ich im zweiten Kapitel geschildert. Es war sein Schwanengesang, für viele seiner jüngeren Schüler die einzige Erinnerung an den großen Mann und seine Kunst des Vortrags.

7. Kapitel.

Der Witz bei Freud.

Eine Seite in Freuds Charakter, den Außenstehenden kaum bekannt, weil sich meist nur in engerem Kreise äußernd und darum natürlich nur wenig gewürdigt, erscheint mir dennoch bedeutsam genug, um ihr ein eigenes Kapitel zu widmen. Ich meine seinen Witz, der sich freilich bloß gelegentlich bis zu befreiendem Humor erhob. Nicht umsonst heißt eines seiner Frühwerke: „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten." Nicht etwa „der Humor". Denn Frohsinn und gute Laune, die Grundlagen des letzteren, lagen diesem Genie um vieles minder, als die doch immerhin sadistisch gefärbte Ironie, ein blitzartig satyrisches Beleuchten, ja selbst tötender Spott. Ein herzliches, befreiendes, lösendes Lachen habe ich, soweit ich mich zurückerinnere, von ihm nie vernommen. Höchstens, wenn ein Witz einmal gar zu treffend, brach einen Augenblick ein Lachen hervor, wie

etwa ein Hustenstoß, oder Freud verzog die Mundwinkel zu einem spöttischen Schmunzeln. Vielleicht wirkten da die zahllosen bitteren Enttäuschungen sich aus, die er als großer wissenschaftlicher Umstürzler erfuhr und die mit den Jahren desto schwerer wurden, je gefährlicher seine Genialität den Herrschenden erschien. Was er den Gegnern ins Gesicht zu sagen unterlassen mußte, trotzdem er es sehr wohl imstande gewesen, das legte sich in der Verdrängung todbringend auf sein Lachen und gab seinem Witz das scharf Pointierte, mitunter sogar gallbitteren Geschmack. Es dünkt mich bezeichnend, daß seine witzigen Lieblinge, zu welchen er immer wieder zurückkehrte, Wilhelm Busch und Nestroy hießen, nicht etwa Fritz Reuter oder Otto Ernst.

Von der Art seines Witzes will ich aus meinen Erinnerungen ein paar Proben aufführen: Die Wiener Psychoanalytische Vereinigung hatte ein neues Mitglied bekommen, einen medicinae et philosophiae Doctor. Dieser besaß die schätzbare Eigenschaft, Bücher nur so aus dem Ärmel zu schütteln. In der Wechselrede

bewies er oft blendende Dialektik und, da er von der Psychoanalyse nicht allzuviel verstand, ersetzte er den Mangel durch schildernde Beredsamkeit. Als man Freud von einem Vortrag erzählte, den Dr. X. über Psychoanalyse anderswo gehalten hatte, quittierte er kurz: „Ah, X., der Philosoph!“ Von einem anderen Irrenarzte erklärte er: „Anstalts-Psychiater zu sein, ist die gelindeste Form der Internierung.“

Es war im Österreich der ärgsten Nachkriegszeit. Die Krone schien ins Abgrundlose zu sinken, die Ziffern der Lebenshaltung stiegen ins Gigantische, die Million war sozusagen Münzeinheit geworden. Die österreichische Regierung vermochte zwar nicht mehr den Hunger ihrer Beamten zu stillen, war aber dafür desto freigebiger in der Verleihung von allerlei leeren Titeln. Zumal der ehedem so heißbegehrte Titel eines Hofrats kam nunmehr massenweise zur Ausschüttung, was um so berechtigter, als es im Bundesstaat keinen Hof mehr gab. Dazu äußerte sich Freud einmal lakonisch: „Jetzt ist das Ideal des echten Österreichers erfüllt: jeder erste ist Hofrat, jeder zweite Millionär.“

Nachdem er wegen einer bösartigen Geschwulst operiert worden war und bald darauf ein zweites Mal wegen Metastasen, gab man in Kreisen der Eingeweihten ihm höchstens noch ein Jahr zu leben. Das Jahr verstrich, allein der Professor machte nicht nur keine Anstalt zu sterben, sondern ganz im Gegenteil, er begann sich allmählich zu erholen. Freud waren natürlich die Mienen seiner Umgebung, der Feinde wie der „Freunde", nicht entgangen und, als das Jahr, so ihm gewährt worden, verflossen war, ohne das erwartete Ende zu bringen, meinte er ironisch: „Ich habe noch nie so viele enttäuschte Gesichter gesehen!"

Einmal kam die Rede auf einen hochgenialen Gehirnanatomen, den die Weisheit der Regierung zum Professor der Psychiatrie ernannt hatte. Von ihm erzählte Freud: „Die Wahrheit ist, daß er sich in den Geisteskrankheiten nicht ausgekannt hat. Weil er aber der Hofrat und ordentliche Professor war, hat das niemand gemerkt. Für ihn war die ganze Psychiatrie lediglich das Feld, auf dem sich seine Genialität austoben konnte."

Von dem nämlichen Hofrat berichtete er ein andermal: „Ich war aus Frankreich zurückgekehrt mit der neuen Botschaft, es gäbe auch eine Hysterie der Männer. Wer mir in der Neurologischen Gesellschaft jedoch am heftigsten entgegentrat, war jener Gelehrte, und natürlich behielt da der Hofrat recht — wie in all solchen Fällen. Als er sich aber nach wenigen Jahren zum Sterben legte und ich ihn acht Tage vor seinem Tode zum letztenmal besuchte, erklärte er mir: ‚Sie werden schon recht haben mit Ihrer Behauptung. Das schönste Beispiel von männlicher Hysterie war — ich ja selbst.'" Übrigens ein trefflich beleuchtendes Exempel, warum so viele der Lehren Freuds eine so gehässige, unbewußt persönlich gefärbte Gegnerschaft aufgewühlt haben.

Einmal war Freud von einem akademischen Vereine eingeladen worden, über geschlechtliche Enthaltsamkeit zu sprechen. Soweit ich mich erinnere, führte er damals folgendes aus: „Es läßt sich über diese Frage viel vorbringen, für und wider. Im allgemeinen freilich wird man sagen müssen, daß dem Nervenarzt kaum je

Fälle vorkommen, wo ein Zuviel an sexueller Betätigung geschadet hätte — hier schiebt ja, wenigstens beim Manne, die Natur schon selber einen Riegel vor — hingegen aber recht häufig solche, die an den Folgen der Enthaltsamkeit leiden. Und vielleicht werde ich die Lacher auf meiner Seite haben, wenn ich Ihnen eine launige Geschichte erzähle. In jeder Familie gibt es irgendwelche Tanten, die an kleine Kinder überflüssige Fragen stellen. So dringt eine solche in einen sechsjährigen, aufgeweckten Jungen: ‚Wozu haben wir die Zähne?' Und bekommt darauf die frische, kecke Antwort: ‚Zum Zähneputzen!' Natürlich! Auf eine törichte Frage gehört eine ebenso kluge Antwort. Und wozu haben wir die Sexualorgane? Na, selbstverständlich zur Abstinenz!" Ich habe die Frage der geschlechtlichen Enthaltsamkeit nie kürzer, klüger und ehrlicher beantworten hören.

Zu den ältesten Mitgliedern des intimeren Kreises gehörte lange Zeit ein Kollege, der es verstand, die Psychoanalyse durch Zeitungsartikel volkstümlich zu machen, dabei aber auch die eigene Größe

gebührend in den Vordergrund zu schieben. Wir wollen ihn Dr. Serenus heißen. Sehr lebhaften Temperamentes, ließ er sich von jeder neuen Idee ohne weiteres befruchten, wobei es ihm nicht das geringste verschlug, die nämliche Sache heute weiß und morgen schwarz zu heißen, ja, öfter sogar noch zu erklären: „Ich habe ja immer gesagt, die Sache ist weiß (oder schwarz)“, je nach seiner gerade herrschenden Überzeugung. Als er wieder einmal in unserem Kreise mit einer Fülle angeflogener Gedanken herausrückte, entgegnete ihm der Professor kurz: „Herr Kollege, es kommt nicht darauf an, daß man neue Ideen hat — die sind billig wie Brombeeren — sondern daß sie richtig sind!“ Ein andermal wieder rief Dr Serenus mit dem bekannten Brustton der Überzeugung aus: „Kein Psychoanalytiker wird bestreiten können, daß die Sache sich so und so verhält!“ Worauf der Professor gelassen erwiderte, er möchte Dr. Serenus nur fragen, ob er ihn für einen Psychoanalytiker halte. Denn er erlaube sich, entgegengesetzter Meinung zu sein, als der geehrte Vorredner.

Zehn Jahre waren seit dem Erscheinen der „Studien über Hysterie" verflossen. Zum Jubiläumstage veranstalteten die Intimsten eine kleine Feier. Man hatte eine Torte bauen lassen, auf welcher mit Zuckerguß geschrieben stand: „Studien über Hysterie, 2. Auflage." In launiger Rede setzte einer der Veranstalter auseinander, man hätte zur Feier des Tages eine Neuauflage des grundlegenden Buches erscheinen lassen, doch bloß in einem einzigen Exemplar, und bitte den Verfasser, es mit dem dargereichten Messer aufzuschneiden. Da mengte sich Dr. Serenus, welcher immer große Worte liebte, witzelnd ein: „Professor Freud schneidet nicht auf!" Dieser aber, so herausgefordert, reicht nun Dr. Serenus selber das Messer mit den höflichen Worten: „Also bitte, Herr Kollege!"

In einer Wechselrede hatte einer der Jünger sehr tiefsinnig gesprochen, was ihm dann vom Meister das Urteil eintrug: „Es ist heute viel geredet worden, was so gescheit war, daß ich es gar nicht verstanden habe." Von seinen Gegnern meinte Freud einmal: „Es ist merkwürdig, wie sonst

ganz gescheite Menschen auf einmal plötzlich dumm werden, wenn man ihre eignen Komplexe berührt. Da sind ihnen auch die fadenscheinigsten Argumente noch gut genug, und Gründe, die sie sonst mit Verachtung von sich wiesen, erscheinen ihnen plötzlich bemerkenswert. Man könnte dies Verhalten ‚Widerstandsverblödung' oder ‚affektiven Schwachsinn' heißen."
Mit Recht hat Bleuler einmal geschrieben: „Über die Freudschen Lehren kann man nicht diskutieren, wie über eine andere Theorie, die man nicht annehmen möchte. Man legt einen Affekt hinein, wie wenn Freud einem die eigene Frau verführt hätte. Das ist Sexualverdrängung."

Echter Humor ohne jeden Stachel ist bei Freud nur gelegentlich anzutreffen. So z. B. im 1. Abschnitt der auch sonst so reizvollen Schrift „Zur Geschichte der Psychoanalytischen Bewegung." Wer dem Meister darum zürnen möchte, der möge bedenken, daß er ein Jude war, das größte Genie der Wiener Universität, und dennoch angefeindet wie kein anderer Forscher. Es ist buchstäbliche Wahrheit, wenn er schreibt: „Die Stadt Wien hat

alles dazu getan, um ihren Anteil an der Entstehung der Psychoanalyse zu verleugnen. An keinem anderen Orte ist die feindselige Indifferenz der gelehrten und gebildeten Kreise dem Analytiker so deutlich verspürbar wie gerade in Wien." Und es trifft vielleicht zu, was ein scharfsinniger Schweizer Kritiker, C. A. Loosli, in seinem Buche „Die schlimmen Juden" vor kurzem erst sagte: „Der Jude hat keinen Humor, er hat Witz, weil Humor der Ausdruck überwundenen, erweichten, Witz dagegen des verhärteten, stets sich erneuernden Leidens bedeutet. Er ist wunderlich, scharf, spitzig, ätzend; er schreckt vor grausamer Selbstverhöhnung nicht zurück, dieser jüdische Witz, von dem wir Arier nur den blitzhaften Glanz zu erhaschen und uns daran zu vergnügen, nicht aber die auf einen engen Brennpunkt zurückgeworfene Spiegelung fressenden Leids zu erkennen vermögen, es wäre denn, daß wir selbst witzig, d. h. unglücklich genug wären. Wer uns das volle Verständnis für den jüdischen Witz, die reifste Frucht jeglichen Witzes, samt seinen tiefen Untergründen, seinem Ur-

sprung restlos zu erschließen vermöchte, der würde eines Schlages die Juden mit uns verbrüdern, weil dadurch des jüdischen Witzes Quellen versiegen müßten, weil wir dadurch jener Geistigkeit mit teilhaftig würden, die die besten unter allen Menschen stets anstrebten."

Es setzte eine kleine Sensation, als Freud für den psychoanalytischen Kongreß in Innsbruck einen größeren Aufsatz schrieb „Der Humor". Wer diesen damals vorlesen hörte, begriff, warum der Professor so spät erst zur Behandlung jenes Stoffes gekommen. Bringt doch der Aufsatz im wesentlichen bloß Einfügung des Humors in die jüngsten Ich-Theorien Freuds, und er konnte nicht früher geschrieben werden, weil es bis vor kurzem noch keine solche Theorien gab. Gewiß, was man hier zu hören bekam, war echter Freud, aus gedankenreicher Arbeit gewonnene Erkenntnis, wie sie jenem Forscher stets eigen ist. Es stand auch manches Bedeutsame drin und vieles ganz überraschend Neue. Doch das tiefste Wesen des Humors ward nicht erklärt, vielleicht eben darum, weil Freud über keinen Humor verfügte.

8. Kapitel.

Freud und das Judentum.

„Ich bin am 6. Mai 1856 zu Freiburg in Mähren geboren. Meine Eltern waren Juden, auch ich bin Jude geblieben[1]). Von meiner väterlichen Familie glaube ich zu wissen, daß sie lange Zeiten am Rhein (in Köln) gelebt hat, aus Anlaß einer Judenverfolgung im 14. oder 15. Jahrhundert die Rückwanderung von Litauen über Galizien nach dem deutschen Österreich antrat." So heißt es zu Anfang einer Autobiographie, welche Freud für eine Sammlung „Die Medizin der Gegenwart in Selbstdarstellungen" im Jahre 1925 schrieb. Und er fährt dann fort: „Die Universität, die ich 1873 bezog, brachte mir zunächst einige fühlbare Enttäuschungen. Vor allem traf mich die Zumutung, daß ich mich als minderwertig und nicht volkszugehörig fühlen sollte, weil ich Jude war. Das erstere lehnte ich mit aller Entschiedenheit ab. Ich habe

[1]) Von mir gesperrt. D. Verf.

nie begriffen, warum ich mich meiner Abkunft oder, wie man zu sagen begann: Rasse schämen sollte. Auf die mir verweigerte Volksgemeinschaft verzichtete ich ohne viel Bedauern[1]). Ich meinte, daß sich für einen eifrigen Mitarbeiter ein Plätzchen innerhalb des Rahmens des Menschentums auch ohne solche Einreihung finden müsse. Aber eine für später wichtige Folge dieser ersten Eindrücke von der Universität war, daß ich frühzeitig mit dem Lose vertraut wurde, in der Opposition zu stehen und von der ‚kompakten Majorität' in Bann getan zu werden. Eine gewisse Unabhängigkeit des Urteils wurde so vorbereitet."

Fügen wir noch an, was Sigmund Freud am Abend seines Lebens in einem nicht dementierten Gespräch zu Georg Sylvester Viereck äußerte: „Ich spreche die deutsche Sprache und lebe in einem deutschen Kulturkreis. Ich habe mich so lange in geistiger Beziehung als Deutscher gefühlt, bis ich das Wachstum des Antisemitismus in Deutschland und Öster-

[1]) Von mir gesperrt. D. Verf.

reich beobachten konnte. Seither ziehe ich es vor, mich als Jude zu fühlen[1]).“

Fassen wir die hauptsächlichsten Aussprüche nochmals zusammen: „Ich bin als Jude geboren und bin Jude geblieben. Auf die mir verweigerte Volksgemeinschaft mit den Deutschen verzichte ich ohne viel Bedauern. Seitdem der Antisemitismus in Deutschland und Österreich so überhand genommen hat, ziehe ich es vor, mich als Jude zu fühlen.“ Wir werden sorgsam zu prüfen haben, inwieweit die vorstehenden, bewußt vorgetragenen Lebensanschauungen auch der unbewußten Meinung des Professors entsprachen. Vorerst aber sei mir eine kurze geschichtliche Abschweifung gestattet.

Als die Revolutionen des Jahres 1848 in den Kulturländern für sämtliche Menschen, auch für die Juden, die volle Gleichberechtigung verkündeten, was die späteren liberalen Verfassungen sogar in die Staatsgrundgesetze aufnahmen, haben die meisten unserer Volksgenossen die verheißene Gleichheit ernst genommen. Sie

[1]) Von mir gesperrt. D. Verf.

wähnten das goldene Zeitalter gekommen, daß sie tatsächlich Menschen wären, wie die anderen auch, die nämlichen Pflichten, doch ebensogut die nämlichen Rechte besäßen, wie die Christen. Dafür waren just die Vorgeschrittensten unter uns ohne weiteres bereit, sich fortan nicht mehr als Juden zu fühlen, nur als Deutsche, Franzosen, Schweizer usw. mosaischen Glaubens. Diesen Vorsatz erhärteten sie auf der Stelle auch durch die Tat, indem sie den jeweiligen Vaterländern ihre besten Kräfte zur Verfügung stellten. Da aber mußten sie eine betrübliche Erfahrung machen. Von Jahr zu Jahr erwies sich mehr, daß die volle Gleichberechtigung aller Menschen ohne Unterschied der Nation und des Bekenntnisses bloß auf dem geduldigen Papiere stand und selbst die „freisinnigsten" Christen nicht entfernt daran dachten, die Juden als Volksgenossen anzusehen und ihnen auch praktisch die gleichen Rechte einzuräumen. Noch vor wenigen Monaten hat der obzitirte schweizer Kritiker und Dichter, C. A. Loosli, in „Die schlimmen Juden", den Ausspruch getan: „Man hat begonnen, in allen Staa-

ten die Menschen- und Bürgerrechte der Juden anzuerkennen und sie den übrigen Staatsangehörigen öffentlich-rechtlich gleichzustellen. Das aber war nur der erste Schritt. Der zweite Schritt hätte darin bestehen müssen, die Juden auch gesellschaftlich als gleichberechtigt anzuerkennen; er hätte in der Aufhebung des geistigen Ghettos gipfeln müssen. Dieser Schritt nun wurde mit Ausnahme vielleicht des englischen von keinem Volke gewagt." Und wir dürfen nach den Mitteilungen von Kennern dreist hinzufügen: nicht einmal vom englischen!

Wie bedrückt die Stellung der Juden vor 1848 war, belehrt uns eine Erzählung Freuds in seiner „Traumdeutung": „Ich mochte zehn oder zwölf Jahre gewesen sein, als mein Vater begann, mich auf seine Spaziergänge mitzunehmen und mir in Gesprächen seine Ansicht über die Dinge dieser Welt zu eröffnen. So erzählte er mir einmal, um mir zu zeigen, in wieviel bessere Zeiten ich gekommen sei als er: ‚Als ich ein junger Mensch war, bin ich in deinem Geburtsorte am Samstage in der Straße spazierengegangen, schön ge-

kleidet, mit einer neuen Pelzmütze auf dem Kopf. Da kommt ein Christ daher, haut mir mit einem Schlage die Mütze in den Kot und ruft dabei: Jud, herunter vom Trottoir!' — ‚Und was hast du getan?' — ‚Ich bin auf den Fahrweg gegangen und habe die Mütze aufgehoben,' war die gelassene Antwort. Das schien mir nicht heldenhaft von dem großen, starken Mann, der mich Kleinen an der Hand führte. Ich stellte dieser Situation, die mich nicht befriedigte, eine andere gegenüber, die meinem Empfinden besser entsprach, die Szene, in welcher Hannibals Vater seinen Knaben vor dem Hausaltar schwören läßt, an den Römern Rache zu nehmen. Seitdem hatte Hannibal einen Platz in meinen Phantasien . . . Hannibal war der Lieblingsheld meiner Gymnasialjahre gewesen; wie so viele in jenem Alter hatte ich meine Sympathien während der punischen Kriege nicht den Römern, sondern den Karthagern zugewendet. Als dann im Obergymnasium das erste Verständnis für die Abstammung aus landesfremder Rasse erwuchs und die antisemitischen Regungen unter den Kame-

raden mahnten, Stellung zu nehmen, da hob sich die Gestalt des semitischen Feldherrn noch höher in meinen Augen. Hannibal und Rom symbolisierten dem Jüngling den Gegensatz zwischen der Zähigkeit des Judentums und der Organisation der katholischen Kirche. Die Bedeutung, welche die antisemitische Bewegung für unser Gemütsleben gewonnen hat, verhalf dann den Gedanken und Empfindungen jener früheren Zeit zur Fixierung.“

Man sollte nun meinen, diese Früherfahrung seines Vaters, an welchem der Sohn zeitlebens mit abgöttischer Liebe hing, dessen Tod nach dem Vorwort seiner „Traumdeutung“ das wichtigste Ereignis seines Lebens bildete, hätten bestimmend wirken müssen auf Freuds Verhältnis zum Judentum. Zumal, da in der Reaktion auf den immer stärker anschwellenden Judenhaß die zionistische Bewegung stets weiter um sich griff — sogar in der nahen Verwandtschaft Freuds. Hatte Heine seinem Hirsch Hyazinth die Worte in den Mund gelegt: „Das Judentum ist gar keine Religion, sondern ein Unglück!“, so

betonte die national-jüdische Bewegung: Jude sein wäre nicht lediglich eine Glaubenssache, es bedeute vor allem die Zugehörigkeit zu seinem Volke. „Der Zionismus ist", präzisierte Herzl, „die Rückkehr zum Judentum vor der Rückkehr in das Judenland." Mit diesem Programm gewann er die Herzen der jüdischen Geistigkeit und vor allem der gesamten jüdischen Jugend.

Mit Religion allein ist bei Intellektuellen nicht viel aufzustecken. Sind doch die geistig Vorgeschrittensten aller Konfessionen in Glaubenssachen bestenfalls indolent, im Grunde ihres Herzens irreligiös. Dies gilt für die Juden mit ihrem scharf kritischen Verstande in einem vielleicht noch höherem Maße, als für die anderen Glaubensbekenntnisse. Und so fühlten sich die meisten unter ihnen, sobald sie nicht mehr zu glauben vermochten, vor Herzls Auftreten völlig entwurzelt. Es blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als sich anzugleichen, Assimilanten zu werden, sich von ihrer christlichen Umgebung möglichst wenig unterscheiden zu wollen, und müßten sie dazu die Taufe

nehmen. Nur machten sie solche Anbiederungsversuche den Christen nicht lieber, sondern, wie die Alltagserfahrung lehrte, höchstens zum Gegenstand der Verachtung. So wurden die Besten unter ihnen von ihren Feinden zum Judentum zurückgeprügelt. Hier hat der Zionismus Wandel gebracht, aus den ewig furchtsamen Angleichungsjuden einen aufrechten, volksbewußten Juden geschaffen, dem selbst die Feinde, wenn auch zähneknirschend, die Achtung wider Willen nicht versagen konnten.

Wie verhielt sich nun Freud, der die ganze Entwickelung des Antisemitismus am eigenen Leibe erfahren mußte, dem jeglicher Widerstand gegen seine Lehre mit doppelter Wucht entgegentrat, weil er obendrein Jude, zu jenen Bestrebungen seines Volkes? Liest man die einleitenden Worte dieses Abschnittes, so möchte man glauben, Freud habe vorweg zu den Seinen gestanden, durch alle Zeiten, seitdem er das Aufblühen des Antisemitismus merkte. Leider weiß meine auf mehr als dreißig Jahre zurückreichende Erinnerung da vieles zu melden, was zu jener Annahme

nicht recht stimmt. Von Anfang an bildeten die Juden die Kerntruppe der psychoanalytischen Gemeinde, in den ersten 1½ Jahrzehnten sicherlich gut 95 Prozent. Wenn sich später gelegentlich eine größere Anzahl von Christen anschloß, so fielen sie entweder bald von der jüdischen Lehre ab, wie die Schweizer Gruppe unter C. G. Jung, oder sie haben doch mindestens nichts Erhebliches geleistet. Ich kann nicht glauben, daß gerade jener Seltenheitswert der christlichen Jünger Freud bewog, sich zu jedem einzelnen von ihnen ganz besonders liebenswürdig einzustellen. Doch Tatsache bleibt, daß ihm ein jeglicher christliche Gefolgsmann weit lieber war, als zehn seiner jüdischen. Jener hatte von vornherein bei dem Meister einen Stein im Brett, sogar, wenn er ein ganz gewöhnlicher Herdenmensch, ja selbst unterbegabt war. Auch eine geistige Minderwertigkeit hinderte da nicht, daß ihn der Professor persönlich zum Eintritt in den allerengsten Kreis aufforderte. In anderen Fällen hat Freud einen seiner christlichen Jünger, gegen den mit Recht schwere Vorwürfe erhoben

worden, bis zum äußersten verteidigt und bei einer Schülerin „den schönen Namen" lautpreisend bewundert. Bei einem Vierten endlich wurde eine minimale Entdeckung, die praktisch ohne jeden Belang, zum Anlaß genommen, sie als einzige Bereicherung der „Traumdeutung" zu feiern, während die Arbeit eines jüdischen Kollegen, der vor Freud beinahe die ganze Traumsymbolik aufgedeckt hatte, fast gar nicht genannt ward oder höchstens mit einem tadelnden Beisatz.

Im Grunde sah Freud in jedem Juden, der unbeirrbar zu seinem Volke stand, etwas, das seinem deutschen Nationalbewußtsein widerstrebte, und zwar selbst dann noch, als er gerade wegen seines Judentums von der deutschen Wissenschaft geächtet worden. So liebenswürdig, bestrickend und anerkennend der Professor gegenüber dem unbedeutendsten Christen war, so borstig konnte er wider tüchtige Volksgenossen werden. Wenn er einem jüdischen Schüler nicht wohlwollte — und wie leicht trat dieser Fall bei ihm ein! — dann mäkelte er an Kleinigkeiten, rügte grammatikalische Fehler oder hob

in der Wechselrede „rühmend“ dessen Fleiß hervor, was besagen sollte: Du hast ja sehr viel zusammengelesen, es fehlen Dir bloß die eigenen Gedanken. Am bezeichnendsten aber war sein Verhalten zu dem Götterliebling C. G. Jung.

Ich habe bereits in früheren Kapiteln ausgeführt, wie er diesen mit Verdiensten überschüttete, ihm Entdeckungen zuschob, die er selber gemacht hatte, und endlich auf dem Nürnberger Kongreß ohne weiteres bereit war, seine ganze junge Wissenschaft an die christliche Klinik zu verschenken. Ich muß jetzt den Bericht ergänzen. Als die Wiener Schüler sich solchem Selbstmord stürmisch widersetzten und in einem Seitensaal über die nächsten Schritte berieten, erschien der Professor uneingeladen unter ihnen und sprach in heftigster Erregung: „Ihr seid zum größten Teil Juden und deshalb nicht geeignet, der neuen Lehre Freunde zu erwerben. Juden müssen sich bescheiden, Kulturdünger zu sein. Ich muß den Anschluß an die Wissenschaft finden!“ Den ersehnten Anschluß an die christliche Wissen-

schaft hat er natürlich nicht erreicht, und er wäre ihm auch dann nicht gelungen, wenn die Verchristlichung der Psychoanalyse nicht am Widerspruch der Wiener gescheitert wäre. Ja, ich möchte sogar die Behauptung wagen: hätte Freud das Zeitliche zwei Jahrzehnte früher gesegnet, dann wäre er selbst und seine ganze Lehre trotz aller ungeheuren Genialität nicht mehr als bloßer Kulturdünger geworden für die christliche Wissenschaft und ihre Vertreter. Irgendein Hof- oder Geheimer Medizinalrat der Psychiatrie hätte sie dann — selbstredend in entsprechend anständiger Umformung — wieder aufleben lassen und höchstens als einen seiner Vorläufer auch Freud genannt.

Nach alledem muß ich nachdrücklich erklären: Es trifft nicht zu, wie Freud behauptet, er habe sich immer als Jude gefühlt. Am liebsten wäre er ein Deutscher gewesen und ward dann nur sehr gegen seinen Willen zum mißachteten Judentum zurückverurteilt. Er konnte es leider nicht von sich abschütteln, trotz aller Bemühung, bloß Deutscher zu sein. Also ist er schließlich Jude geblieben,

doch nicht aus Treue zu seinem angestammten Volke. Es stand bloß kein anderer Ausweg offen, da die Christen von ihm und seiner Lehre nichts wissen mochten. Gerade in Sachen des Judentums hat Freuds Charakter sich am mindesten bewährt!

Wie wenig da sein Verhalten zu rühmen ist, mag ein Vergleich mit dem zweier anderen kongenialen Juden uns lehren: mit Popper-Lynkeus und Albert Einstein. Lynkeus, das größte ethische Genie seit Baruch Spinoza, urteilte über alle positiven Religionen um vieles schärfer als jemals Freud. Doch am Abend seines Lebens, durch schwere Krankheit bedrängt und erwerbsunfähig, vermachte er das einzige, was ihm noch blieb, seine große Bücherei, der jüdischen Nationalbibliothek in Jerusalem. Und Albert Einstein, das Genie der Physik, schlug alle Einladungen des geldsackprotzenden Amerika aus: er sei mit wissenschaftlicher Arbeit zu sehr überhäuft. Als aber Weizmann, der dort seine große Werbetätigkeit für Palästina entfaltete, ihm depeschierte: „Kommen Sie, das jüdische Volk braucht

Sie!“ ließ Einstein sämtliche Wissenschaft im Stiche, um seinem bedrängten Volke zu helfen. Freud hingegen, das dritte Genie, begnügte sich damit, „auch Jude zu bleiben“, d. h. er hat sich nicht taufen lassen. Doch ein aufrechter, volksbewußter Jude ward er bis zu seinem Ende nie! Ich muß leider bekennen: Der Mensch in Freud war niemals so groß wie der wissenschaftliche Genius!

Kein Kapitel dieses Büchleins ist mir zu schreiben so schwer geworden wie dieser Abschnitt, doch ich versprach, den ganzen Freud zu zeigen, nicht bloß das Genie, sondern auch den irrenden Menschen. Und da möchte ich mit Ammonius ausrufen: „Amicus Plato, sed magis amica veritas.“

9. Kapitel.

Freud und die Laienanalyse.

„Jetzt haben sie ein neues Gesellschaftsspiel, die Psychoanalyse! Man kann es drehen wie man will, am Schluß kommt immer die Sexualität heraus, darum ist es so beliebt. Die Jünglinge sind ungeheuer ernst dabei und glauben, daß das weiß Gott was erhaben und gelehrt ist. Eine Menge Fremdwörter sind natürlich auch dabei, damit die Männer es ganz ernst nehmen. Anstatt Sexualität sagt man Libido."

„Schrecklich dumm sind doch die Männer! Ich komme immer mehr darauf. Von so ein paar gelehrten Redensarten lassen sie sich ganz und gar fangen. Als ob man das nicht alles auch ohne Hokuspokus wüßte! Aber wenn der dabei ist, dann haben sie ein gutes Gewissen. Und Libido klingt so fein."

Bruno Kestner „Das Kußbuch".

Das Motto, welches ich diesen Zeilen vorangesetzt habe, enthält sowohl die Popularität, als den kleinen Abweg, welchen die Psychoanalyse, wenn auch unfreiwillig, in den letzten Jahren nahm. In der ersten bösen Nachkriegszeit drang die neue Lehre nicht etwa aus der Wissenschaft in weitere Kreise, sondern wurde beinahe wie der Sport aus England und Amerika in die großen Massen importiert, damit aber freilich auch häufig verflacht zu einem Jour-, Gesellschafts- und Kaffee-

hausschwatz. Als Reaktion gegen die jahrzehntelange Verfehmung durch die offizielle Wissenschaft war diese wachsende Volkstümlichkeit eher zu begrüßen. Es lag ferner durchaus auf der Bahn einer legitimen Entwicklung, daß sich fortab so viele Gebildete mit der neuen Psychologie des Unbewußten und deren Triebbedingtheit befaßten. Und endlich war auch nicht zu leugnen, daß von dieser Verbreiterung ungeheure Befruchtungen ausgingen auf die unterschiedlichen Wissenschaften. Nur durfte die Psychoanalyse nicht herabgewürdigt werden zu einem Spielzeug für müßige Stunden und natürlich noch minder zu einem Mäntelchen für schwüle Sinnlichkeit. Praktisch am allerschlimmsten jedoch war, daß sich der neuen Behandlungsmethode auch sachunkundige Ärzte zuwandten und namentlich in den letzten Jahren auch Amateure und blutige Laien.

Wie groß die Gefahr, beweist, daß Freud bereits im Jahre 1910 sich gegen die „wilden Psychoanalytiker“ kehren mußte. So nannte er jene Ärzte, die, ohne sich mit dem neuen Wissen vertraut ge-

macht zu haben, einen einzigen, nicht einmal entscheidenden Punkt herausgegriffen hatten und daraufhin verkehrte und obendrein anstößige Ratschläge gaben. Es ist zu beachten und festzuhalten, daß Freud zu jener Zeit, wie alle die Jahre bislang und auch noch eine geraume Weile nachher, von der Laienanalyse nichts wissen wollte — im Gegensatz zu den letzten Jahren. Die wenigen Nichtärzte, welche der „Wiener psychoanalytischen Vereinigung" damals angehörten, wandten die Erfahrungen der neuen Wissenschaft ausschließlich auf ihr Spezialgebiet an, ohne sich aktiv an der Heilung von Nervenkranken zu versuchen. Und selbst das Hausfaktotum, Otto Rank, durfte sich dazumal bloß an Sagen- und Dichterstoffen, an Fragen der Religionsphilosophie und Träumen erproben[1].

---

[1]) Von ihm sagt Freud in „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung" 1914: „Wir bewogen ihn, die Gymnasialstudien nachzuholen, die Universität zu besuchen und sich den nichtärztlichen Anwendungen der Psychoanalyse zu widmen." Das Letztere gilt auch von den Anfängen Reiks.

Die Förderung der Laienanalyse bei Kranken begann viel später. Wurde doch die ganze Sache erst akut, als die Ausübung der psychoanalytischen Praxis unter dem Einfluß des Auslandes ein einträgliches Geschäft zu werden begann.

Ehe ich die Frage der Laienanalyse mit Gründen und Gegengründen angehe, scheint es mir ersprießlich, ein paar Vorfragen zu erledigen. Wie kommt es, daß einzelne Ärzte der Laienbehandlung Vorschub leisten, während andere — es sind die meisten — sie auf das heftigste bekämpfen, und warum trat Freud in den letzten Jahren mit solcher Vehemenz für jene ein? Ich glaube, eine zutreffende Antwort ist nicht zu geben, ohne daß man mindestens für die Person des Meisters die historische Entwicklung heranzieht.

In früheren Kapiteln führte ich schon aus, welch unerhörtem Hohn, Verspottung, ja Verleumdung Freud durch Jahrzehnte ausgesetzt war. Und zwar geschah dies vornehmlich von seiten der Wiener Ärzte, und ganz besonders sowohl der noch strebsamen, als der bereits arrivierten

Psychiater. Es ist buchstäbliche Wahrheit, wenn Freud schon 1914 in „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung“ erklärt: „An keinem andern Ort ist die feindselige Indifferenz der gelehrten und der gebildeten Kreise dem Analytiker so deutlich verspürbar wie gerade in Wien“; wenn er 1926 in „Die Frage der Laienanalyse“ fortsetzt: „Ein historisches Anrecht auf den Alleinbesitz der Analyse haben die Ärzte nicht, vielmehr haben sie bis vor kurzem alles aufgeboten, von der seichtesten Spötterei bis zur schwerwiegendsten Verleumdung, um ihr zu schaden“; und endlich, 1927 in dem „Nachwort zur Frage der Laienanalyse“ daran erinnert, „wie unfreundlich, ja gehässig abweisend sich die Ärzteschaft von Anfang an gegen die Analyse benommen hat. Daraus würde folgen, daß sie auch heute kein Anrecht auf die Analyse hat. Ich bin noch heute mißtrauisch, ob die Werbung der Ärzte um die Psychoanalyse vom Standpunkt der Libidotheorie auf die erste oder die zweite der Abrahamschen Unterstufen zurückzuführen ist, ob es sich dabei um eine Besitzergreifung mit

der Absicht der Zerstörung oder der Erhaltung des Objektes handelt."

Nun muß man bedenken, daß Sigmund Freud allzeit ein grimmer Hasser war. Stets hat er weitaus mächtiger hassen als lieben können, was mit seiner stark sadistischen Anlage zusammenhängt[1]). Jetzt stelle man sich einen Sadisten vor, mit der Fähigkeit begabt, seine Feinde zu zerschmettern, der aber gleichwohl, mit Rücksicht auf die von ihm vertretene neue Lehre, sich zum Schweigen verdammt, und man wird begreifen, daß sich solche Verdrängung zu lebenslänglichem Hasse steigern mußte[2]). Kein Wunder demnach,

[1]) Es mutet seltsam an und beweist, wie wenig sogar der Menschenkenner sich selbst zu durchschauen vermag, wenn Freud in seinem obzitierten „Nachwort" sich den Ausspruch leistet: „Meine sadistische Veranlagung war nicht sehr groß." Das gerade Gegenteil ist richtig, wenn man natürlich bei seinem Sadismus auch nicht gleich an die Bluttaten eines Marquis de Sade zu denken haben wird.

[2]) In „Die Frage der Laienanalyse" läßt Freud den Unparteiischen sagen: „Ich habe den Eindruck empfangen, daß Sie von einer Feindseligkeit gegen die Ärzteschaft beherrscht werden, zu deren historischer Erklärung Sie mir selbst den Weg gezeigt haben."

daß Freud in den Ärzten, zumal den engeren Fachkollegen von der Psychiatrie, von Haus aus nur den übelwollenden Gegner erblickte. Und man muß da leider objektiv bekennen: nicht ganz mit Unrecht! Es ist menschlich begreiflich, daß Freud sich dann eher zu den Laien hingezogen fühlte, die schon infolge ihrer mangelnden Kenntnisse kaum je einen Widerspruch befürchten ließen — mindestens, solange sie nicht ganz fest saßen. Sie waren in weitaus höherem Maße als irgendein Arzt unbedingte Anhänger ihres Herrn und Meisters.

Gegenüber diesen vornehmlich entscheidenden Haßmotiven wider alle Ärzte, zumal die Wiener, treten alle übrigen Gründe zurück. Ich will sie bloß ganz summarisch aufzählen. Es war menschlich schön, daß Freud den Lieblingsschüler Rank, den er zwar hatte studieren lassen, nicht aber an der medizinischen Fakultät, versorgen wollte. Dies geschah am einfachsten durch reichliche Zuwendung bestzahlender, englisch und fanzösisch sprechender Patienten, was Freud in späterer Zeit bei Dr. Reik dann ebenso fortsetzte.

Endlich wird man auch gut verstehen, daß er als Hausvater die Zukunft seiner Tochter Anna sicherzustellen eifrig bemüht war.

Freuds oben beschriebene Feindseligkeit den Ärzten gegenüber verrät sich auch in den angeblichen Motiven ihres Widerstandes, die er ihnen in „Die Frage der Laienanalyse" unterschieben möchte. Mich dünkt es zunächst beachtenswert, wie wenig jener scharfsinnige Geist vor der eigenen Türe zu kehren versteht, die Gründe untersucht, welche ihn zu seiner scharfen Parteinahme wirklich bestimmten, nicht bloß zur Belehrung des Unparteiischen. Und es ist bezeichnend, daß dessen Bekehrung doch nicht gelingt, offenbar, weil die vorgebrachten Gründe den hohen richterlichen Funktionär, „einen Mann von wohlwollender Gesinnung und nicht gewöhnlicher Integrität" zu überzeugen nicht vermochten[1]).

Nun aber die angeblichen Gründe der Ärzte, auch Freuds eigener ärztlicher

---

[1]) Das bestätigt Freud selbst im „Nachwort zur Frage der Laienanalyse", Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse, XIII. Band, S. 326.

Schüler und Mitarbeiter: „Ich denke", sagt der Meister, „es wird die Macht des Standesbewußtseins sein; ihnen Motive der Konkurrenz unterzuschieben, hieße nicht nur, sie einer niedrigen Gesinnung zu beschuldigen, sondern auch ihnen eine besondere Kurzsichtigkeit zuzutrauen." Auch praktische Bedenken heißen ihm nichts. Wenn es Schwierigkeiten der Differentialdiagnose gäbe, so bestünden diese nicht minder auch für graduierte Ärzte, die bisweilen ihren Analysanden an einen Kollegen senden müßten, weil sie jenen körperlich nicht untersuchen dürften. Daß der Kranke zum Laien weniger Vertrauen habe als zum doctor medicinae, werde durch die Erfahrung widerlegt, zumal die Nichtärzte, welche die Analyse heute ausübten, „keine beliebigen, hergelaufenen Individuen seien, sondern Personen von akademischer Bildung, Doktoren der Philosophie, Pädagogen und einzelne Frauen von großer Lebenserfahrung und überragender Persönlichkeit." Die Ansprüche an das ärztliche Wissen stiegen von Jahr zu Jahr; den Medizinern zuzumuten, sich auch mit

der seelischen Seite des Krankseins vertraut zu machen, bedeute eine Verlängerung der Studentenjahre, „eine Kraftvergeudung, die in diesen schweren Zeiten wirklich keine ökonomische Rechtfertigung finden kann.“

Freud schwebt als Vorbereitungsanstalt für Psychoanalytiker eine Hochschule vor, in der neben Tiefenpsychologie noch gelehrt würde: „eine Einführung in die Biologie, in möglichst großem Umfange die Kunde vom Sexualleben, eine Bekanntheit mit den Krankheitsbildern der Psychiatrie“; ferner eine Reihe von „Fächern‘, die dem Arzte ferne liegen und mit denen er in seiner Tätigkeit nicht zusammenkommt: Kulturgeschichte, Mythologie, Religionspsychologie und Literaturwissenschaft. Ohne eine gute Orientierung auf diesen Gebieten steht der Analytiker einem großen Teile seiner Materie verständnislos gegenüber. Dafür kann er die Hauptmasse dessen, was die medizinische Schule lehrt, für seine Zwecke nicht gebrauchen. Sowohl die Kenntnis der Fußwurzelknochen, als auch die der Konstitution der Kohlenwasserstoffe, des Ver-

laufs der Hirnnervenfasern, alles, was die Medizin über bazilläre Krankheitserreger und deren Bekämpfung, über Serumreaktionen und Gewebsneubildungen an den Tag gebracht: alles gewiß an sich höchst schätzenswert, ist für ihn doch völlig belanglos, geht ihn nichts an, hilft ihm weder direkt dazu, eine Neurose zu verstehen und zu heilen, noch trägt dieses Wissen zur Schärfung jener intellektuellen Fähigkeiten bei, an welche seine Tätigkeit die größten Anforderungen stellt.“

Freud bezieht sich dann ferner auf den ungeheuren Nutzen, den die Geisteswissenschaften von der Psychoanalyse haben könnten, wenn sich deren Vertreter zunächst einer solchen selber unterzögen, um dann „deren Methoden und Gesichtspunkte auf ihr Material anzuwenden.“ „Zur Durchführung dieser Analyse bedarf es einer Anzahl von Analytikern, für die etwaige Kenntnisse in der Medizin besonders geringe Bedeutung haben werden. Aber diese — Lehranalytiker wollen wir sie heißen — müssen eine besonders sorgfältige Ausbildung erfahren haben. Will man ihnen diese nicht verkümmern, so

muß man ihnen Gelegenheit geben, Erfahrungen an lehrreichen und beweisenden Fällen zu sammeln und da gesunde Menschen, denen auch das Motiv der Wißbegierde abgeht, sich nicht einer Analyse unterziehen, können es wiederum nur Neurotiker sein, an denen — unter sorgsamer Kontrolle — die Lehranalytiker für ihre spätere nichtärztliche Tätigkeit erzogen werden.“ Warum aber freilich ausschließlich Laien, die man zuerst besonders ausbilden muß, jene vorläufig noch recht seltenen Lehranalysen vornehmen müssen und nicht schon vorhandene psychoanalytisch geschulte Ärzte, wird nicht angegeben. Hier steht die Logik ein wenig Kopf. Weil man ein paar Lehranalysen braucht, muß man Laien abrichten. Und wenn man Laien abrichten will, muß man sie zur Behandlung von Kranken zulassen. Quod erat demonstrandum! Mich erinnert diese Beweisführung ein wenig an die Programme der früheren Lehranstalten für erwachsene Blinde. Diese werden da zu einigen wenigen Berufen herangebildet. Sie lernen z. B. Bürstenbinden und Korbflechten, sie können ferner Klavierstimmer

werden und — endlich noch Lehrer an Blindenanstalten.

Verfolgen wir Freuds Argumente weiter, vor allem, was die künftige Hochschule betrifft. Wir haben vernommen, was alles ein richtiger Psychoanalytiker von ärztlichen Kenntnissen gar nicht braucht, was ihm hingegen anderseits mangelt. Besonders die sieben Fußwurzelknochen und die Konstitution der Kohlenwasserstoffe haben es Freud angetan. Nun ist mir wirklich kein Fall bekannt, daß ein Student bei den strengen Prüfungen gerade über jene Fußwurzelknochen gestolpert wäre und auch die Kenntnis der Kohlenwasserstoffe wird von dem jungen Mediziner bei weitem nicht in dem Umfange verlangt, wie von einem Chemiker von Beruf. Derartige Prüfungsgegenstände mögen mitunter lästig sein, sind aber gewiß nicht lebensgefährlich. Und nicht viel anders ist es auch um die Serumreaktion und die Gewebsneubildungen bestellt.

Was hat man hingegen nicht alles an der künftigen Hochschule für Psychoanalyse zu lernen. Neben der ganzen Tie-

fenpsychologie „eine Einführung in die Biologie, die Kunde vom Sexualleben in möglichst großem Umfange, Bekanntheit mit den Krankheitsbildern der Psychiatrie, ferner Kulturgeschichte, Mythologie, Religionspsychologie und Literaturwissenschaft[1])." Betrachten wir einmal die letztgenannten vier Wissenschaften, mit denen sonst ein Arzt sich höchstens ganz gelegentlich aus persönlicher Liebhaberei beschäftigt und da gewiß nicht mit mehr als einer Disziplin. Jeder einzelne dieser vier Wissenszweige erfordert, wenn man ihn ernsthaft betreibt und nicht bloß in blutigem Dilettantismus, ein ganzes Leben, oder sagen wir bescheidener: viele Jahre eines Lebens — sicherlich weit mehr als die Fußwurzelknochen samt allen Serumreaktionen. Hierzu aber kommen noch die vier erstgenannten halb- oder ganzmedizinischen Themen. Wie will man

---

[1]) Im „Nachwort" erweitert dies Freud: „Der Unterrichtsplan für den Analytiker ist erst zu schaffen, er muß geisteswissenschaftlichen Stoff, psychologischen, kulturhistorischen, soziologischen ebenso umfassen wie anatomischen, biologischen und entwicklungsgeschichtlichen."

„die Kunde vom Sexualleben in möglichst großem Umfange“ den Hörern vermitteln ohne normale und pathologische Anatomie und Physiologie, nicht bloß des Geschlechtsapparates samt Nerven-, Muskel- und Gefäßsystem, sondern, da man wohl hier die Endokrinologie[1]) kaum ausschalten kann, auch der anderen Drüsen unseres Körpers? Und „die Krankheitsbilder der Psychiatrie“ wird man sich schwerlich genügend einprägen können ohne häufige Besuche einer Irrenanstalt und ohne eingehenderes Studium zumindest des Gehirns.

Ich habe an den Vorschlägen Freud zweierlei auszusetzen: Sie erweitern den Lehrplan der Psychoanalyse ganz ungebührlich nach der e i n e n Richtung und verkümmern ihn ungebührlich nach der anderen. Man könnte z. B. fragen: Warum werden lediglich just jene vier Geisteswissenschaften hervorgehoben, die allerdings im „Nachwort“ noch um den ganzen soziologischen Stoff erweitert werden, wie in medizinischer Richtung um die

[1]) Lehre von der inneren Sekretion, der Absonderung der sogenannten Blutdrüsen.

Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Man kann doch nicht glauben, daß jene vier Disziplinen herausgestrichen werden, weil die philosophiae doctores Rank und Reik gerade darin gearbeitet haben. Denn schließlich erweisen die Jahrgänge der „Imago" und der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", wie viele Beiträge z. E. auch von der Kunst und Kunstgeschichte, der Völkerkunde, Sprachwissenschaft und vor allem der Erziehungslehre bereits erbracht wurden, von anderen Zuflüssen gar nicht zu reden. Will man all dies dann auch noch in den Lehrplan der künftigen Hochschule einbeziehen, wächst sich diese zu einer unbegrenzten philosophischen Fakultät aus mit einem kleineren medizinischen Anhängsel. Dann erhält man aber auch einen Lehrstoff, so groß, daß ihn kein Mensch mehr in einem einzigen Leben zu erlernen vermöchte. Ich fürchte, die Hörer einer solchen Hochschule stünden, was gründliches Wissen betrifft, kaum wesentlich höher als der gebildete Laie oder im Medizinischen als eine erfahrene Krankenschwester.

Wenn Freud im „Nachwort“ von den Analytikern fordert, sie sollen die „Einseitigkeit überwinden, die durch den Unterricht an der medizinischen Schule begründet wird und der Versuchung widerstehen, mit der Endokrinologie und dem autonomen Nervensystem zu liebäugeln, wo es darauf ankommt, psychologische Tatsachen durch psychologische Hilfsvorstellungen zu erfassen“, so muß ich erwidern: Diese Einseitigkeit liegt jetzt schon den Ärzten durchaus fern, die die Psychoanalyse praktisch betreiben. Sie haben weder Zeit noch auch den Willen, solchen abseitigen Studien zu frönen, und selbst die jüngsten, wissensdurstigsten Kollegen begnügen sich damit, zwei Jahre an einer psychiatrischen Klinik zu verbringen, um sich in Nerven- und Geisteskrankheiten, dem notwendigsten Vorstudium, auszubilden. Ich wüßte wirklich keinen Einzigen zu nennen, der sich gerade mit innerer Sekretion oder dem autonomen Nervensystem zu intensiv beschäftigt hätte oder gar in seiner psychoanalytischen Technik sich von jenen Dingen beeinflussen ließe.

Den Zahnärzten, welche sozusagen auch eine besondere Spezialität darstellen, aber trotzdem in Österreich doctores universae medicinae sein müssen, billigt Freud zu, daß auch für sie „die großen Gesichtspunkte der Pathologie, die Lehren von der Entzündung, Eiterung, Nekrose, von der Wechselwirkung der Körperorgane ihre Bedeutung“ haben. Nun gibt es aber auch bei den Psychoneurosen ein „organisches Entgegenkommen“, das sicherlich in der Wechselwirkung von ganz entscheidender Bedeutung ist. Auf theoretischem Gebiete läßt sich diese Wechselwirkung noch deutlicher verfolgen — beim Meister selber. Ich glaube nicht, daß irgendein Zahnarzt von „jenen großen Gesichtspunkten“ sich beeinflußter zeigt, als Freud von der Endokrinologie. Hat doch dieser von der vierten Auflage seiner „drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ ab seine frühere sexualtoxische Lehre zugunsten einer neuen innersekretorischen aufgegeben, also mehr als bloß mit der Endokrinologie „geliebäugelt“. Weiter: im „Nachwort“ berichtet er uns, daß er sich viel mit Zoologie, Chemie und Histologie beschäftigt

habe, ohne daß ihn diese Studien, welche für das Verständnis der Psychoanalyse kaum minder überflüssig sind, als die Fußwurzelknochen, gehindert hätten, eben Freud zu werden. Ja, vielleicht läßt sich die Behauptung wagen, daß gerade der kritische Einfluß Brückes, „der größten Autorität, die je auf ihn gewirkt hat", und die Exaktheit von dessen psychologischen Methoden mit entscheidend wurden für die so scharfsinnige Einstellung Freuds zu den Problemen der Psychoanalyse. Ich möchte endlich noch hervorheben, daß neuestens auch einsichtige Ärzte, wie Eugen Bleuler, auf eine psychologische Durchdringung der ganzen Medizin mit Eifer hindrängen.

Nachdem uns der Meister bloß immer erzählt, was die Ärzte versäumt und nicht geleistet haben, wollen wir einmal eine kurze Gegenrechnung aufstellen. Was haben denn die vielgepriesenen Laien für die Psychoanalyse bisher geleistet? Gewiß, sie haben, was Freud und seine ärztlichen Mitarbeiter fanden, auf die Geisteswissenschaften angewandt und alle, die ein Spezialgebiet beherrschten, dafür aus

jenen rein ärztlichen Funden überaus großen Vorteil gezogen. Wie liegt die Sache aber umgekehrt? Hat je ein Laie eine psychoanalytische Wahrheit entdeckt, die unser ärztliches Tun oder unsere Erkenntnis befruchtet hätte, die nicht einzig und lediglich darauf fußte oder das bestätigte, was Freud in seiner Genialität uns zuvor schon lehrte? Sogar wenn der Meister, was nicht zu selten vorkam, sie mit seinen Ideen heimlich beschenkte, merkte der Kenner doch augenblicklich das Pfropfreis seiner großen Intuition. Selbst da, wo die Laien einzig noch am Platze, in der Kinderanalyse, ist das entscheidende Vorbild, in dem alles wurzelte, Technik wie Verstehen, die Deutung und Behandlung der Phobie des kleinen Hans gewesen. Wenn wir die Laienanalytiker für unentbehrlich halten sollen, dann muß man auch zeigen, daß ihre Leistungen für die Psychoanalyse unentbehrlich oder schöpferisch sind. Doch dieser Beweis steht bis zur Stunde noch völlig aus und wird wohl nie zu erbringen sein[1]).

[1]) Ernst Jones, der im übrigen ein Gegner der Laienanalyse ist, führt doch für ihre Bedeutung an,

Man kann also so etwa resümieren: Die Mitarbeiterschaft von Laien hat bisher lediglich Bestätigungen geliefert für das, was von Ärzten, hauptsächlich von Freud,

---

daß Hans Sachs „Beiträge zu vielen technischen Fragen lieferte" und als „schlagendstes Beispiel die Symbolik. In einer ganzen Reihe von Einzelfällen hat uns das Studium der Folklore, der vergleichenden Religionswissenschaft usw. sowohl die Deutung, als das Verständnis für ständig wiederkehrende Symbole erschlossen, die uns bisher in unserer klinischen Arbeit befremdet hatten." Darauf wäre nur zu erwidern, daß die technischen Neuigkeiten eines Hans Sachs mit unbewaffnetem Auge kaum zu entdecken und daß wir das Verständnis der Symbolik nicht den Laien danken, sondern Dr. Stekel, der in seinen „Nervösen Angstzuständen" und später in der „Sprache des Traums" die Symbolik, vor allem jene des Traums, uns verstehen lehrte. Hat doch selbst Freud in der ersten Auflage seiner „Traumdeutung" diese Symbolik noch nicht gekannt. Nun weiß ich sehr wohl, daß Stekel in psychoanalytischen Kreisen geächtet ist, und auch mir wird niemand besondere Vorliebe oder gar eine Schwäche für ihn zuschreiben. Allein es bleibt ein Gebot wissenschaftlicher Anständigkeit, Verdienste, auch des Gegners, anzuerkennen. Und da muß ich schon sagen: Nicht die Laien haben uns das Verständnis der Symbole eröffnet, sondern Wilhelm Stekel auf Grund seiner ärztlichen Psychoanalysen!

gefunden wurde, nie aber etwas wirklich Neues oder therapeutisch Besondres. Die psychoanalytische Heilmethode und die von ihr geschaffene neue Psychologie können ohne weiteres bestehen ohne jegliche Heranziehung der Laientätigkeit. Wenn wir von den Kinderanalysen absehen, würde auch die Therapie dadurch nicht die allermindeste Einbuße erleiden. Umgekehrt aber würden die Geisteswissenschaften, die die psychoanalytischen Ergebnisse nicht beachteten, sich damit einer wichtigen Erkenntnismöglichkeit berauben. Wobei es im übrigen gleichgültig bleibt, ob jene Ergebnisse ihnen durch Ärzte vermittelt werden oder durch Fachleute, die psychoanalytisch vorgeschult wurden.

Freud wird beständig von der Sorge gequält, die Psychoanalyse könnte von der Medizin „verschluckt" werden, die ihr so feind sei. Ich kann diese Besorgnis durchaus nicht teilen, schon darum nicht, weil ihre Technik so schwierig zu erlernen ist. Die alten Hofräte werden es gewiß nicht tun, und selbst die Assistenten der Psychiatrie haben sich bisher nicht all-

zuviel mit ihr beschäftigt. Anderseits ist wiederum nicht einzusehen, warum ein Laie für die von ihm gewünschte Anwendung der psychoanalytischen Erkenntnisse auf die Völkerkunde oder Sprachwissenschaften sich mit allen Kniffligkeiten der Technik erst in jahrelanger Arbeit vertraut machen muß. Hier genügt durchaus, daß jener Laie sich selber analysieren läßt und die psychoanalytische Literatur beherrscht.

Freuds Buch „Die Frage der Laienanalyse“ besteht aus zwei Teilen: einem ersten, bis etwa zur Seite 83, der in seinen glänzenden, durchsichtigen Ausführungen an die besten Zeiten des Meisters erinnert, und dem zweiten späteren, der in seinen Argumenten überaus angreifbar.

Zu allem, was ich bisher schon sagte, möchte ich da noch folgendes ergänzen: Die entscheidende Frage dünkt mich zu sein: Ist die Ausübung der psychoanalytischen Behandlung von Nervenkranken eine ärztliche Tätigkeit oder nicht? Ich glaube, die Antwort kann da überhaupt nicht zweifelhaft sein. Und wenn man die Frage natürlich unbedingt bejahen muß,

dann ist die Behandlung notwendig den ärztlichen Psychoanalytikern vorzubehalten. Es gibt aber auch, wie die Praxis lehrte, gewichtige ärztliche Bedenken gegen Laienanalysen. Man redet sich gern dahin aus, daß diesen ja stets eine ärztliche Untersuchung vorausgeht und anderseits auch medizinae doctores bisweilen gezwungen sind, die Hilfe von Kollegen in Anspruch zu nehmen. Hier aber besteht schon ein wesentlicher Unterschied zwischen Laien- und ärztlicher Behandlung.

Als praktisch bedeutsamster und gefährlichster Irrtum erwies sich die Verwechslung von Hysterie und Schizophrenie. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß auch der Arzt, ja selbst der Neurologe und Psychiater da anfangs die Differentialdiagnose nicht immer mit Sicherheit entscheiden kann. Doch wenn er eine Analyse beginnt, wird er meist schon in den ersten Stunden die etwaige Psychose diagnostizieren oder zumindest sehr stark vermuten können und danach seine Maßnahmen treffen. Die Erfahrung lehrt, daß just in diesem Punkte die Laienanalytiker

leicht überrascht werden von dem unerwarteten Ausbruch einer Schizophrenie, was dann auf die ganze Psychoanalyse ein schiefes Licht wirft.

Nun aber zu den viel häufigeren Fällen der Konversions- und Angsthysterie. Wir wissen da, daß im Verlaufe einer jeglichen Behandlung eine Menge von Symptomen aufzutreten pflegen, die der Kranke ausnahmslos auf irgendwelche körperliche Ursachen, auf schwere organische Affektionen zurückführen möchte. Und zwar erfolgt das Auftreten jener nervösen Symptome und der an sie stets geknüpften Angst nicht etwa gelegentlich einmal, sondern wiederholt und oft, ja, sie werden gern in den Mittelpunkt aller Klagen gerückt. Hier kommt nun der Laienanalytiker in einen schweren Konflikt, der an den ärztlichen kaum herantritt. Ist jener gewissenhaft, dann muß er bei jeder einzelnen Klage den Kranken zu einem Arzte schicken, was bei öfterer Wiederholung dessen Vertrauen wohl schwerlich erhöht. Oder aber er ist minder gewissenhaft und sagt sich: „Ach was, das wird auch bloß hysterisch sein!“ Dann kann es ihm be-

gegnen, daß er eine organische Affektion oder eine Psychose übersieht, mit allen Folgen, die daraus entspringen.

Ich begehe wohl keine Indiskretion, wenn ich da ein krasses Beispiel anführe. Frau Dr. Hug-Hellmuth, die wohl die tüchtigste Kinderanalytikerin war, gestand mir oft ihre schweren Bedenken, ihre Zweifel, ob sie nicht mangels einer ärztlichen Vorbildung doch irgend etwas übersehe oder nicht erkenne, und fragte mich in jedem Einzelfalle um ärztlichen Rat. Da gemeinsame wissenschaftliche Arbeit uns oft zusammenführte, hatte sie unschwer Gelegenheit, sich Gewißheit zu holen. Wie ist es nun mit den anderen Laienanalytikern bestellt? Nicht jeder hat, wie Anna Freud, „die Universität im Hause". In den meisten Fällen werden die Laienanalytiker entweder zu gewissenhaft oder gewissenlos sein mit allen obbeschriebenen Folgen. Ist hingegen der ärztliche Psychoanalytiker nicht bloß neurologisch-psychiatrisch, sondern allgemein medizinisch vorgebildet, so wird er schon aus der Art der vorgebrachten Klagen die Entscheidung mit Sicherheit

selber treffen können und nur in den allerseltensten Fällen oder, wenn der Kranke darauf besteht, ihn an einen Facharzt weisen müssen. Er wird aber auch da dem Kranken sagen können: „Ich tue es, weil Sie es so dringend verlangen; ich sage Ihnen aber gleich, daß es überflüssig ist, daß Ihnen nichts Organisches fehlt und Sie Ihr Geld zum Fenster hinauswerfen.“

Wenn Freud sich trösten will, das Publikum werde schon selber zu entscheiden wissen, wem es sich eher zuwenden solle, dem Arzt oder Laien, so spricht dagegen die Alltagserfahrung. Der „Höllerhansl“[1] hat heute noch viel mehr zu tun und weit größeren Zulauf als die erfahrensten, tüchtigsten Internisten. Und es nützt da keine nachträgliche Verstandesüberlegung, wenn der Kranke durch einen minder gewissenhaften Laienanalytiker Schaden genommen. Jener wird sich dann, klüger geworden, nicht etwa einem ärztlichen Analytiker zu-

[1]) Ein oberösterreichischer Kurpfuscher, der alle Krankheiten aus mitgebrachtem Urin konstatiert und mit Kräutern heilt.

wenden, sondern einfach die ganze Heilmethode in Bausch und Bogen über Bord werfen. Wahrscheinlich geht er dann zur Konkurrenz, gewiß aber wird er weidlich schimpfen und für möglichste Verbreitung des Mißerfolges sorgen.

Wir haben oben vernommen, welch herrliche Eigenschaften Freud just den Laienanalytikern zuschiebt. Sie seien „keine beliebigen hergelaufenen Individuen, sondern Personen von akademischer Bildung, Doktoren der Philosophie, Pädagogen und einzelne Frauen von großer Lebenserfahrung und überragender Persönlichkeit". Das mochte zutreffen, solange man die „heilenden" Laienanalytiker an den Fingern einer Hand abzählen konnte. Es gilt jetzt schon nicht mehr und wird von Jahr zu Jahr noch minder gelten, je weitere Laienkreise sich der psychoanalytischen Behandlung von Kranken zuwenden. Das erkannten Engländer, Amerikaner und Holländer bereits zur Genüge, während bei den meisten österreichischen und deutschen Ärzten Freud durch die Übermacht seiner Person — nicht seiner Gründe — die Bedenken

vorläufig zum Schweigen gebracht hat. Wenn der Meister im „Nachwort" sich rühmt, daß „viele Kollegen ihre extreme Parteinahme ermäßigt, die meisten seine Auffassung angenommen haben", so ist in Wahrheit festzustellen, daß mindestens 90% der psychoanalytischen Ärzteschaft die Laienbehandlung abgelehnt hätten, wären sie nicht vorher durch Freud und einige blind Ergebene bearbeitet worden. Jene berühmte „Ermäßigung" aber hat zweierlei Gründe: Zunächst sind Nackensteifigkeit und Charakterstärke in der Welt überhaupt nicht sehr verbreitet, wovon auch die Ärzte keine allzu häufige Ausnahme bilden, und zum zweiten mochten die wenigsten unter den ärztlichen Analytikern gegen Freud auftreten — den Allverehrten. Lieber ließen sie sich die Laienanalytiker noch als „weltliche Seelsorger" aufschwatzen, welch reizenden Köder Freud ihnen hinwarf. Was so viele Laien ohne jede medizinische und psychiatrische Vorbildung, mitunter sogar ohne Vorbildung überhaupt, zur Behandlung von Neurotikern drängt, ist kaum das Bedürfnis nach „weltlicher Seelsorge", auch

nicht Wissens- oder Erkenntnisdrang, sondern wohl in den allermeisten Fällen die Aussicht auf das glänzende Geschäft. Die Laienanalyse verheißt, ein lukrativer Erwerb zu werden. Nehmt ihnen die Möglichkeit gutbezahlter Stunden, laßt sie ohne jedes Entgelt behandeln und die hehre Begeisterung für die weltliche Seelsorge wird rasch abebben.

Es sei mir verstattet, diese Ausführungen mit den Sätzen zu schließen, die ich in der Diskussion über die Laienanalyse schon einmal aussprach: „Ich stehe grundsätzlich auf dem Standpunkte, daß Kranke ausschließlich von Ärzten zu behandeln sind und jede Laienanalyse bei ihnen vermieden werden soll. Die einzige Ausnahme die ich gelten lasse, ist die Heilpädagogik bei Kindern und Adoleszenten. Hier handelt es sich nämlich um erzieherische Einfühlung, die den Ärzten, auch den Pädiatern, nur in den seltensten Fällen eignet, und erst in zweiter Linie um medizinisches Wissen. Außerdem läuft jeder männliche Arzt von vornherein Gefahr, für einen Vater genommen zu werden, von dem der Jugendliche Kastration befürchtet, was

für eine Mutter oder Mutter-Imago viel minder oder gar nicht gilt. Der erwachsene Neurotiker jedoch gehört unbedingt zum Arzt. Es mag von großem Nutzen sein, wenn Doktoren der Philosophie und andere Laien sich mit den psychoanalytischen Ergebnissen möglichst vertraut machen, um mit Hilfe derselben die verschiedensten Geisteswissenschaften besser verstehen und durchdringen zu können, als reine Fachleute ohne diese Vorbildung. Hier können jene Laien außerordentlich segensreich wirken, ein jeder auf seinem Spezialgebiet. Ja, die Psychoanalyse kann in ihren Händen noch befruchtender werden, als vor Jahrzehnten die Entwicklungslehre, der Darwinismus. Doch von der Behandlung erwachsener Neurotiker, die auch vom reinen Psychoanalytiker allgemein-medizinisches Wissen heischt nebst einer speziellen neurologisch-psychiatrischen Schulung, sind Laien unbedingt fernzuhalten — auch wenn sie Doktoren der Philosophie sind.“

10. Kapitel.

Aus den letzten Lebensjahren Freuds.

Es war im Herbst des Jahres 1923, als ich die Schreckenskunde vernahm, Freud sei an einem bösartigen Neugebilde des Oberkiefers erkrankt, dann zwar operiert worden, doch sei es schon zur Aussaat gekommen, die noch eine zweite Operation notwendig gemacht hätte. Die Ärzte gäben dem Kranken höchstens noch ein Jahr zu leben. Der Jünger Stimmung war tief gesunken, und selbst als Freud im Jahre 1924 wieder in der Vereinigung erschien, ja, da sogar selber das Wort ergriff, vermochte doch keiner dieses Lebenszeichens recht froh zu werden. Der Eindruck beim Sprechen des Professors war einfach fürchterlich. Schon das fahle, tief eingesunkene Gesicht wirkte überaus betrüblich und, als gar die früher so wohlklingende Stimme mühsam ertönte, merkte man an dem bösen Beiklang, wie arg das Sprechen beeinträchtigt sei. Alle schlugen

betreten die Augen nieder. Bloß was Freud sagte, stand noch immer auf der Höhe von einst, nur daß man sich erst an die Klangfarbe mühsam gewöhnen mußte. Dem Professor blieb diese Wirkung nicht verborgen und er erschien fortab nicht wieder, bis im Jahre 1926 die Totenfeier für Karl Abraham ihn ein letztes Mal zu ganz kurzer Anwesenheit in die Vereinigung zog.

Auch was die Allerintimsten berichteten, klang wenig ermutigend. Sie schilderten die tiefe Niedergeschlagenheit des Professors in den ersten Monaten: „Ich bin ein toter Mann, rechnen Sie nicht mehr mit mir!" Man muß bedenken, daß der Todeskomplex bei Freud von jeher sehr stark gewesen. Ich entsinne mich z. B. des psychoanalytischen Kongresses in Nürnberg. Am Vornachmittag desselben zog der Professor, gefolgt von einer Jüngerschar, aus. Und wohin ging sein Weg? Zum Friedhof, weit außerhalb der Stadt, obwohl er dort kein teures Grab zu besuchen hatte. So zog es ihn stets zu den Toten hin. Und selbst an Leuten, die ihm ganz unsympathisch gewesen, nahm

er alsbald Anteil, sobald er von ihrem Hinscheiden erfuhr und vergaß da auch niemals zu kondolieren. Allzeit blieb es das sicherste Mittel, Freuds Interesse zu erringen, wenn man sich hinlegte, um zu sterben.

Als der Weltkrieg mit seinem Massenschlachten anhub, schrieb der Professor einen seiner besten Aufsätze: „Zeitgemäßes über Krieg und Tod". Ich entnehme demselben folgende Stellen: „Unser Verhältnis zum Tode war kein aufrichtiges. Wir vertraten zwar die Ansicht, daß er unvermeidlich sei, in Wirklichkeit aber pflegten wir uns zu benehmen, als ob es anders wäre. Wir haben die unverkennbare Tendenz gezeigt, den Tod beiseite zu schieben, zu eliminieren. Wir haben versucht, ihn tot zu schweigen. Wir besitzen ja auch das Sprichwort: Man denke an etwas wie an den Tod! Wie an den eigenen natürlich. Der eigene Tod ist ja auch unvorstellbar und so oft wir den Versuch dazu machen, können wir bemerken, daß wir eigentlich als Zuschauer weiter dabei bleiben. So konnte in der psychoanalytischen Schule der Ausspruch gewagt

werden: Im Grunde glaubt niemand an seinen eigenen Tod — oder was dasselbe ist: Im Unbewußten sei jeder von uns von seiner eigenen Unsterblichkeit überzeugt.

Wenn ein anderer stirbt, dann sind wir jedesmal tief ergriffen und wie in unseren Erwartungen erschüttert. Wir betonen regelmäßig die zufällige Veranlassung des Todes: den Unfall, die Erkrankung, die Infektion, das hohe Alter und verraten so unser Bestreben, den Tod von einer Notwendigkeit zu einer Zufälligkeit herabzudrücken. Dem Verstorbenen selbst bringen wir ein besonderes Verhalten entgegen, fast wie eine Bewunderung für einen, der etwas sehr Schwieriges zustande gebracht hat." Stirbt endlich ein uns Nahestehender, dann „begraben wir mit ihm unsere Hoffnungen, Ansprüche, Genüsse, lassen uns nicht trösten und weigern uns, den Verlorenen zu ersetzen. Wir benehmen uns dann wie eine Art von Asra, welche mitsterben, wenn die sterben, die sie lieben".

Überblicken wir die Erfahrungen des Krieges, dann „erhebt sich die Frage: Sollen wir nicht zugestehen, daß wir mit

unserer kulturellen Einstellung zum Tode psychologisch wieder einmal über unseren Stand gelebt haben und vielmehr umkehren und die Wahrheit erfahren? Wäre es nicht besser, dem Tode den Platz in der Wirklichkeit und in unseren Gedanken einzuräumen, der ihm gebührt und unsere unbewußte Einstellung zum Tode, die wir bisher so sorgfältig unterdrückt haben, ein wenig mehr hervorzukehren?" Der alte Spruch: si vis pacem, para bellum wäre zeitgemäß abzuändern in: si vis vitam, para mortem, wenn du das Leben aushalten willst, richte dich auf den Tod ein.

Auf dieses Rezept hat Freud dann sein fürderes Leben eingestellt, sich tapfer auf den Tod vorbereitet, indem er sein Können noch nach Möglichkeit ausnutzte im Dienste seiner Lehre. Natürlich wußte er ganz genau, daß seine Tage gezählt seien, doch gleich Heine zeigte er im Leiden die ganze Größe des Charakters. Hatte er sich im ersten Schock von jeder Tätigkeit zurückziehen wollen, so versuchte er nun, die Führung der Wiener psychoanalytischen Vereinigung persönlich zu übernehmen, und als dieser Versuch fehlschlug, leitete

er sie wenigstens von seiner Wohnung aus, ganz ebenso, wie die Agenden der Internationalen Vereinigung. Auch als Lehrer gab er, was er noch irgend zu geben hatte. Nichts Grundlegendes mehr — das ließ seine Kränklichkeit nicht zu — wohl aber so trefflichen Ausbau und Abschluß alter Gedanken, wie „Der Untergang des Ödipuskomplexes“, „Das ökonomische Prinzip des Masochismus“, „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes“, „Der Humor“, „Fetischismus“, und von größeren Arbeiten „Hemmung, Symptom und Angst“, „Die Laienanalyse“, die in klassisch-volkstümlicher Art das ganze Gebäude der Psychoanalyse entwickelte, und endlich „Die Zukunft einer Illusion“.

Fühlte er sich zu schwach, in einer fernen Gasse bis etwa um Mitternacht zu präsidieren, so kehrte er jetzt zu den Anfängen seiner Lehrtätigkeit zurück und lud die alten und neuen Schüler in die eigene Wohnung. Einmal im Monat versammelten sich diese, um ihr jüngstes Wissen vorzutragen und, was für sie noch wichtiger war, die Meinung des Meisters

selbst zu vernehmen und seiner Weisheit und Erfahrung zu lauschen. Wenn sie da Glück hatten und er bei guter Stimmung war, dann konnten sie wähnen, den jugendlichen Freud vor sich zu haben. Er hatte seine Methode des Belehrens noch unmittelbarer gestaltet als in früheren Jahren. War es in der Urzeit Brauch gewesen, den Vortragenden erst zu Ende sprechen zu lassen, worauf dann die Stimmen der Kritiker folgten, deren Reihenfolge obendrein das Los entschied, so meinte der Professor jetzt seinem Amte besser zu dienen, wenn er — natürlich nur er selber — Einwände auf der Stelle erhob, so wie sie ihm aufstiegen. Hatte da z. B. eines der jüngeren Mitglieder der Vereinigung sich seine eigene Technik gezimmert, zu der er die anderen bekehren wollte. Er meinte, man müsse vorerst alles zurückstellen, alles Forschen nach den Ursachen und Zusammenhängen, bloß den Widerstand des Kranken herauskitzeln und sofort bekämpfen. Hier bäumte sich der alte Praktiker auf und, als der Vortragende zu erzählen begann, wie er zu seiner Methode gekommen, unterbrach

ihn der Meister: „Ach so, Sie haben früher den Widerstand zu wenig berücksichtigt, sind dann durch Schaden klüger geworden und schlagen jetzt um in das andere Extrem.“ Unter den Gästen befand sich auch eine Schülerin Freuds, Prinzessin Bonaparte von Griechenland, die eifrig zuhörte. An diese wandte sich jetzt der Professor mit liebenswürdigem Lächeln: „Ich glaube, man muß den Feind angreifen, wo man ihn trifft. Was meinen Sie dazu, Prinzessin?“

Wie entzückend wußte Freud zu plaudern, wenn er seinen guten Abend hatte. Da begann er aus seinen Erinnerungen zu schöpfen, flocht bald ein Witzwort, bald eine tiefe Erkenntnis ein und riß die Hörer durch anmutigste Laune zu tief verehrender Bewunderung hin. Von seinem Lieblingsdichter Nestroy zitierte er beispielsweise das Wort: „Es ist ein Kreuz mit den Leuten! Alle Welt schimpft über das schlechte Wetter und keiner wehrt sich!“ Oder er ließ sich über die verschiedenen Abfallbewegungen von seiner Lehre in einem verblüffenden Bilde aus. Dies komme ihm so vor, als wenn Hunde

auf den Tisch springen, wo ein herrliches Mahl angerichtet ist, jeder reißt sich einen Knochen herunter und läuft damit in eine andre Ecke des Zimmers. Er konnte sich bisweilen fast zu wirklichem Humor erheben, der mit den Dingen spielt und ihnen dadurch eine neue, packende Wirkung abgewinnt.

Ich erinnere mich eines Abends, wo das Thema des neurotischen Aktualkonfliktes zur Debatte gestellt war. Nach den Worten der einleitenden Rednerin wußte im Grunde niemand mehr irgend etwas zu sagen. Um aber die Wechselrede in Schwung zu bringen, knüpfte ein Mitglied an das Wort Aktualkonflikt an und, durch die Klangassoziation verführt, begann er die Rede auf die Aktual*neurosen* hinüberzuspielen, was von den anderen begierig aufgegriffen wurde. Jetzt wogte eine Zeitlang der Kampf hin und her über den neuen Kriegsstoff, bis endlich der Professor unterbrach: „Mir fällt da eine dumme Anekdote ein, die aber sehr gut herpaßt. Ein Kandidat soll aus Zoologie geprüft werden, hat aber bloß den Elefanten gelernt. Leider wird er nach der Hyäne

gefragt und beginnt also: ‚Die Hyäne ist ein häßliches, ein abscheuliches Tier, wie schön hingegen ist der Elefant! Vom Elefanten gibt es zwei Arten, den afrikanischen und den indischen.' Und nun legte er los und schnurrte mit Windeseile ab, was er alles gelernt hatte[1]). Gestatten Sie mir jetzt einiges zum Thema zu sagen." Dann aber kamen ein paar Sätze aus seiner ungeheuren Erfahrung, die mehr wert waren, als die ganze bisherige Diskussion. Wiederum fühlte ich mich in die klassische Zeit der Psychoanalyse zurückversetzt, wo man hinkam, um oft nur eine einzige Erleuchtung durch den Meister als lebenslänglichen Schatz nach Hause zu tragen.

---

[1]) Mir fällt hierzu eine andere reizende Anekdote ein von dem verstorbenen Neurologen, Professor Moritz Benedikt, der eine Zeitlang auch ein Führer der demokratischen Partei in Wien war. Dieser Professor wird von einem Arzt zum Konsilium gebeten an das Bett eines hoffnungslos Rückenmarkskranken. Als nach der Untersuchung des Patienten sich Benedikt mit dem Arzte zurückzog, meinte er zu diesem: „Herr Kollege, dem Kranken ist ja nicht mehr zu helfen. Aber möchten nicht Sie Mitglied des Demokratischen Zentralvereins werden?"

Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß es Tage gab, an welchen der Meister müde und gebrochen dasaß, was gewöhnlich kurz vor Antritt seines Sommerurlaubs der Fall zu sein pflegte. Er sprach da wenig, hob allenfalls auch die Sitzung etwas vorzeitig auf. Zu anderen Malen wieder war er wenigstens eine Zeitlang auf der Höhe. Aber auch an seinen schlechtesten Tagen imponierte er durch die Geschlossenheit seiner Person und Lehre. Hatte da beispielsweise einer der Schüler in seinem Vortrag über die Schnur gehauen, des Professors Lehre nach eigenem Entwicklungsgang „ausgebaut", dann warf ihn der Meister mit einem einzigen Satz zurück. Oder wenn jener nach langer Abschweifung schließlich etwas mit Feuer vortrug, was Freud schon 20 Jahre zuvor, nur sehr viel klarer ausgesprochen hatte, dann meinte dieser gutmütig ironisch: „Das muß ich schon irgendwo gelesen haben."

Ich möchte gleich hier, um jeder Legendenbildung oder irrtümlichen Auffassung vorzubeugen, ausdrücklich erklären, was alle Besucher der letzten Abende mir be-

stätigen werden, daß Freud von seinen Lehren nicht das Geringste zurückgenommen hat. Selbst an seinen allerältesten Anschauungen, wie etwa die Verursachung der Neurasthenie und Angstneurose, sowie an der Aufstellung dieser beiden Krankheitstypen hielt er mit ausdrücklichen Worten fest. Soweit er über einzelne Punkte hinausgewachsen war, hat er dies in seinen späteren Schriften selber berichtigt, doch niemand kann behaupten, daß Freud über jene Selbstberichtigungen hinaus seinen ursprünglichen Meinungen untreu geworden wäre.

Hie und da erlebte Freud auch in der Heimat noch kleine Genugtuungen. Nicht etwa von der Universität oder der Regierung, die beide mit schätzenswerter Konsequenz von dem Genie in ihrer Nähe keine Kenntnis nahmen. Auch den Nobelpreis erhielt er nicht. Man weiß ja, wie es in der Medizin, nicht bloß in der Psychiatrie, zugeht. Der eine ist ein Genie und leistet Unsterbliches, der andere aber bekommt den Nobelpreis. So gleicht — die Natur die Verschiedenheit ihrer Gaben aus. Hingegen meldete sich wunderbarerweise

die von der sozialdemokratischen Partei geleitete und beherschte Gemeinde Wien. Noch zu seinem 70. Geburtstage hatte sie Freud als besondere Ehrung dasselbe gewährt, wie einem Gehilfenobmann, nämlich das nackte Bürgerrecht, wobei sie ja füglich annehmen durfte, daß der Professor von der ihm dadurch zustehenden „Versorgung" kaum jemals mehr Gebrauch machen würde. Hingegen hatte sie etwa um die nämliche Zeit dem „Genossen" Alfred Adler 21 offizielle Beratungsstellen überlassen. Als aber später mehrere Genossen, von Freuds Genialität angezogen, sich unserem Kreise angeschlossen hatten, setzten diese durch, daß ein nicht allzugroßer Rasenplatz, mit dem die Gemeinde kaum etwas Rechtes beginnen konnte, unserer Vereinigung überlassen wurde. Er war nicht gerade ideal gelegen, zwischen Polizei-Gefangenenhaus, einer künftigen Polizeikaserne und dem „Tandelmarkt"[1]) nämlich, auch gab es allerlei Verklausulierungen und Beschränkungen und man verlangte, statt eine jährliche Subvention zu geben für die Hunderte um-

[1]) Die Wiener Trödelhalle.

sonst behandelter Bürger, einen jährlichen Anerkennungszins; aber immerhin, es war ein Grundstück, auf dem man der psychoanalytischen Forschung ein wirkliches Heim aufbauen konnte — mit eigenem Gelde[1]).

Im vorletzten Winter hatte Freud die Zahl der Sitzungen in seiner Wohnung wesentlich eingeschränkt. Teils eine herrschende Grippe-Epidemie, teils eine Erkältung gaben ihm Anlaß, von weiteren Einladungen abzusehen. Auf einer der wenigen Zusammenkünfte sprach er einmal aus, wie sehr das Leben an Reiz für ihn verloren habe: im Sprechen sei er arg behindert, Essen und Trinken schmecke er nur wenig und, was am Schlimmsten, sogar das heißgeliebte Rauchen habe er fast gänzlich aufgeben müssen. Und da ihn seine schwere Erkrankung so gebrochen hatte, ihn unfähig machte, der Wissenschaft zu dienen, wie in früheren Jahren, beschäftigte ihn fürder vornehmlich die

---

[1]) Als man Freud von diesem überlassenen Grundstück in der Berggasse Mitteilung machte, meinte er ironisch: „Für eine Berg-Partie hätten wir also die nackten Knie schon."

Sorge um seine große Familie, welcher zuliebe er noch mehrere Stunden täglich Psychoanalysen machte. In einem nachgelassenen Gedichte Goethes las ich einen Vers, der mir wie auf Freud gemünzt erscheint:

„Alles geben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen — ganz!"

* *
*

In der heiligen Stadt Jerusalem[1]) saß in der großen Schule auf hohem Sessel der alte Ram-Bam, Rabbi Moses ben Maimon im Kreise vieler Hunderter von Schülern, die seiner Weisheit lauschten. Und als er zu Ende geredet, erhob sich sein bester Jünger, Rabbi Jehuda: „Eine Sache in der Bibel verstehe ich nicht, vielleicht wirst du sie mir erklären. Wer waren die Engel, von denen unser Erzvater Jakob

[1]) Die folgende Legende erzählte ich der Elise Orzeszko nach samt dem historischen Irrtum, daß Ram-Bam in Jerusalem gelebt und gewirkt habe.

träumte, daß sie emporstiegen auf einer Leiter bis zum Himmel und dann wiederkehrten auf die Erde?" Lange dachte Rabbi Moses nach, dann floß es von seinen Lippen: „Diese Engel, das sind die großen Menschen, die sehr vollkommen und weise sind, d. h. sie steigen immer höher. Es wird ihnen schwer, aber dennoch gelingt es ihnen, immer höher zu kommen, weil sie große Kraft und Lust besitzen, dorthin zu gelangen, wo sie Erleuchtung und Vollkommenheit finden. Und ob man sie Propheten heißt, ob Weise oder Männer großen Herzens, alle sind sie Engel, die die Leiter hinaufsteigen zu Gottes Himmel." So sprach Rabbi Moses. Aber Rabbi Jehuda war noch befriedigt und fragte weiter: „Warum gehen sie herauf und wieder herunter? Wenn sie nach oben streben, warum bleiben sie nicht dort, sondern kommen wieder herab auf die Erde?" Da schüttelte Ram-Bam seine weißen Haare wie ein Löwe: „Wenn sie oben blieben und nimmer zurückkehrten, dann wären sie Menschen und keine Engel! Oben erwerben sie Milde und Erleuchtung und dann steigen sie

wieder herunter, um diese Schätze auszusäen auf der Erde. Und der Boden, auf dem sie ihre Saat ausstreuen, trägt besseres Getreide, es sproßt aus ihm kein Zank mehr, sondern Friede, die Menschen weinen minder und freuen sich mehr. Drum kehren sie gern zurück auf die Erde, so schwer es ihnen auch fällt, und darum, Rabbi Jehuda, darum sind es Engel!"

Darum sind es Engel! Ein solcher Engel, der die Saat einer neuen Erkenntnis ausstreute, auf daß die Menschen glücklicher werden, war auch Sigmund Freud. Und die Lehren, mit denen er 1893 zum erstenmal hervortrat, um sie sein ganzes fürderes Leben immer weiter und höher auszubauen, sie haben sich unglaublich fördersam erwiesen. Eine ähnliche, allbefruchtende Bedeutung hat in den letzten Jahrhunderten der Menschheit höchstens noch der Darwinismus erlangt und auch dieser bei weitem nicht in solchem Maße. Ursprünglich geschaffen als Heilmethode für die Neurosen, wurde die Psychoanalyse zunächst selber eine wirkliche Seelenkunde des gesunden wie des kranken Menschen, und sie hat ausstrahlend nach allen Rich-

tungen hin Fragen, Rätsel und Probleme gelöst, an denen viele Generationen von Forschern sich die Köpfe vergebens wundgestoßen hatten. Zur Stunde gibt es fast kein Gebiet der Geisteswissenschaften, das wohl oder übel nicht auf Sigmund Freud und die Psychoanalyse zurückgreifen müßte. Man mag im einzelnen manches bemängeln und selbstverständlich ist keine Lehre für die Ewigkeit gebaut. Kein Zweifel auch, daß, wenn ihr Schöpfer nicht so krank geworden wäre, er selber noch vieles umgebaut hätte. Allein trotz aller Unvollkommen- und Unausgebautheit, wie gewaltig ragt seine neue Lehre über alles von der zünftigen Wissenschaft Erfaßte!

Ibsens „Volksfeind", Dr. Stockmann, behauptet in seiner großen Rede: „Eine normal gebaute Wahrheit lebt — sagen wir — in der Regel 17—18, höchstens 20 Jahre, selten länger. Aber solche bejahrte Wahrheiten sind immer schauerlich spindeldürr. Und trotzdem macht sich erst dann die Mehrheit mit ihnen bekannt und empfiehlt sie der Gesellschaft als gesunde geistige Nahrung." Das

Schicksal der Freudschen Lehren war ein wesentlich anderes. Sie haben fast doppelt so lang zur Entwicklung gebraucht, wurden von der Mehrheit nicht anerkannt und noch weniger empfohlen. Doch dafür sind sie lebendig und jugendfrisch geblieben und werden aller Voraussicht nach noch für Jahrzehnte den Grundstock bilden jeder Seelenkunde und Wissenschaft vom Menschen. Es ist ein mißlich Ding ums Prophezeien. Und trotzdem möchte ich die Behauptung wagen: Es wird keine hundert, ja vielleicht keine fünfzig Jahre währen nach dem Tode Freuds und die Nachwelt wird diesen in eine Reihe stellen mit Newton und Kopernikus. Was klein und sterblich war an ihm und seiner Lehre, wird spurlos verschwunden sein — bleiben aber wird als unendlicher Gewinn die Erkenntnis des Menschen.

Inhaltsverzeichnis.

Von demselben Verfasser erschienen:

Im Verlage
von Franz Deuticke, Wien:

In der Sammlung „Schriften zur angewandten Seelenkunde, herausgegeben von Prof. Sigmund Freud.

„Aus dem Liebesleben Nicolaus Lenaus“, 2. Auflage 1926, Heft 6.

„Über Nachtwandeln und Mondsucht“, eine medizinisch-literarische Studie, Heft 16.

„Friedrich Hebbel“, ein psychoanalytischer Versuch, Heft 18.

„Die Lehre von den Geschlechtsverirrungen“ (Psychopathia sexualis) auf psychoanalytischer Grundlage, 1921.

Von demselben Verfasser erschienen:

Im Verlage
von J. F. Bergmann in Wiesbaden:

„Konrad Ferdinand Meyer“, eine pathographisch-psychologische Studie, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, herausgegeben von Dr. L. Löwenfeld, Heft 59.

„Heinrich von Kleist“, eine pathographisch - psychologische Studie, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, herausgegeben von Dr. L. Löwenfeld, Heft 70.

Im Verlage
von Eduard Demme, Leipzig:

„Belastung und Entartung“. Ein Beitrag zur Lehre vom kranken Genie, 1910.

Von demselben Verfasser erschienen:

Im Verlage
von J. F. Bergmann in Wiesbaden:

„Konrad Ferdinand Meyer", eine pathographisch-psychologische Studie, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, herausgegeben von Dr. L. Löwenfeld, Heft 59.

„Heinrich von Kleist", eine pathographisch - psychologische Studie, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, herausgegeben von Dr. L. Löwenfeld, Heft 70.

Im Verlage
von Eduard Demme, Leipzig:

„Belastung und Entartung". Ein Beitrag zur Lehre vom kranken Genie, 1910.

FREUD

DR. I. SADGER



SIGMUND FREUD

ERNST WENGRAF · VERLAG · WIEN · LEIPZIG · BERLIN